



Andreas Maurer

Sachbuch

Ins Netz gehen

Von den Tücken der digitalen Mediengesellschaft

AAVA
VERLAG

Andreas Maurer

Ins Netz gehen

Von den Tücken der digitalen Mediengesellschaft

Sachbuch

AAVAA
VERLAG

© 2017 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2017

Umschlaggestaltung: AAVAA Verlag

Coverbild: fotolia: cobweb with morning dew, close up Datei: #71506005

Urheber: Pink Badger

Printed in Germany

eBook epub: ISBN 978-3-8459-2260-7

eBook PDF: ISBN 978-3-8459-2261-4

Sonderdruck Mini-Buch ohne ISBN

AAVAA Verlag, Hohen Neuendorf, bei Berlin

www.aavaa-verlag.com

eBooks sind nicht übertragbar! Es verstößt gegen das Urheberrecht, dieses Werk weiterzuverkaufen oder zu verschenken!

Alle Personen und Namen innerhalb dieses Buches sind frei erfunden.

Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

Inhaltsverzeichnis

Als Einleitung eine kleine Leseanleitung

Das Leitfeuer der Freiheit

Weshalb die Enthüllungen der Online-Überwachung eine überfällige Debatte entfacht haben

I like, also bin ich

Was es heisst, im digitalen Zeitalter Mensch zu sein

Forza Italia!

Abenteuer Automiete in der Toskana

Die Gleichmacher/-innen

Wie der «Qualitätsjournalismus» systematisch das Weltbild verzerrt

Wenn aus Ernst Spiel wird

Immer mehr erleben wir den Alltag als Sportereignis – mit schwerwiegenden Folgen

Da muss man doch etwas tun!

Weshalb der Ruf nach «Führung»
(bzw. «Leadership») lauter wird

Seien wir ehrlich

Ausländerfeindlichkeit, Europafeindlichkeit,
Islamfeindlichkeit ... Über die Voraussetzung
für echten Fortschritt

Die Verschwörung der Idioten

Und wie man sich zur Wehr setzen kann

Der Schwarze Mann im Weissen Haus

Barack Obama und mein amerikanischer
Traum

Hilfe, PC-Polizei!

Political Correctness heute oder Warum Minderheiten bald in der Mehrzahl sind

Moment mal ...

Oder der ständige Versuch, sich zu erinnern, was das eigentlich bedeutet: leben

Als Einleitung eine kleine Leseanleitung

Noch vor wenigen Jahren dachten auch Nichttierfreunde beim Wort «Netz» zuerst an Spinnen oder Fische. Oder allenfalls an eine Zirkusnummer, «ohne Netz und doppelten Boden». Diese Assoziationen weckt es nach wie vor – nur dass inzwischen wir selber die Rolle der Akrobaten, Fische, Spinnen und andern übernommen haben. Nämlich im Internet(z).

Auch wenn dieses Netz – aka World Wide Web – erst eines fernen Tages weltumspannend sein dürfte: Was immer, wo immer, von ihm erfasst wird, verändert sich fundamental, ob Kommunikation oder Organisation, Produktion oder Konsum, Selbstbild oder Weltbild. Nicht einmal die Industrialisierung des

18. Jahrhunderts hat die Welt, deren Wahrnehmung und den Platz des Menschen darin so revolutioniert wie die Digitalisierung der Medien – in Highspeed. Und das ist doch das Erstaunlichste: wie wir längst schon mit einer solchen Selbstverständlichkeit «ins Netz gehen», dass wir die Bedeutung davon, die verschiedenen Bedeutungen, überhaupt nicht mehr hintersinnen.

Die hier versammelten Texte werfen daher einen kritisch-ironischen Blick auf unsern Alltag im und ums Netz, der oft alles andere als alltäglich ist, obwohl er uns so erscheint. Gerade das ist das Tückische daran. Von dem leisen Verschwinden des Geheimnisses und dem Wiederaufkommen der Fremdenangst über die Stimmungsmache und Sportmetaphorik des Journalismus bis hin zu der vermeintlich unverfänglichen Political Correctness und einer simplen Online-Ferienbuchung.

Achtung. Die letztlich alles entscheidende Frage: Wird der Mensch schnell genug dazu lernen, um mitzuhalten mit dem technischen Fortschritt (den er selbst losgetreten hat)?, diese Frage versuche ich gar nicht zu beantworten. Das überlasse ich den Zukunftsforscherinnen und professionellen Kulturpessimisten. Lieber lasse ich mich im Weiteren von fünf praktischen Gedanken leiten – und lade dazu gerne auch die geneigten Leserinnen und Leser ein:

1. Das allzeit allumfassende Internet(z) macht uns zu einer Mediengesellschaft, buchstäblich. **Wir sind die Medien.** Sodass wir kaum merken, wie sich ringsum die öffentlichen und privaten Sphären auflösen, weil es bereits zur Gewohnheit geworden ist: Das Zeitalter nicht des gläsernen, sondern des glasfaserigen Menschen hat begonnen.

2. Im Netz sammelt sich mehr Wissen an denn je – aber auch Unwissen, Irr- und Aberglauben. Umso wichtiger wird es, **Meinungen und Tatsachen** zu unterscheiden, die Dinge beim Namen zu nennen und die nackte Wahrheit ans Licht zu zerren. Ohne Rücksicht auf Empfindlichkeiten.

3. Gemeinschaften von Gleichgläubigen, die sich zunehmend online vernetzen, folgen einem archaischen Stammesverhalten. Am krasssten zeigt sich dies gegenüber dem Fremden, dem Andersartigen – und in der Sehnsucht nach Führerfiguren. Deshalb gilt es dringend, die **demokratischen Freiheiten** zu verteidigen.

4. Mit seinen Schlagzeilen, Schockbildern und Push/Pull-Nachrichten gibt das World Wide Web der Welt den Takt vor, 24/7. Entsprechend kurzsichtig und kurzatmig wird

meist debattiert oder vielmehr: ventiliert. Denn der **lange Atem und die lange Sicht** erfordern unter diesen Umständen noch größere Anstrengungen als ohnehin.

5. Und je enger sich das Netz zieht, desto notwendiger wird es, einen Umgang damit zu finden. Da hilft es nichts, sich zu winden und zu wenden – wollen wir, dass es uns **verbindet oder gefangen** nimmt? Tatsächlich haben wir's selbst in der Hand, auch wenn wir uns das immer wieder erst bewusst machen müssen.

Das Leitfeuer der Freiheit

Weshalb die Enthüllungen der Online-Überwachung eine überfällige Debatte entfacht haben

Nur wer auf dem Schiffsweg nach New York reist und nach über einer Woche auf offnem Meer als Erstes sie sieht – sich im Morgen-grauen stolz erhebend –, versteht die historische Strahlkraft der Freiheitsstatue. «Um ihre Gestalt wehten die freien Lüfte», schrieb Franz Kafka Anfang des 20. Jahrhunderts aus der Vorstellung eines Neuankömmlings im Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Millionen von Einwanderern hat Lady Liberty damals so begrüsst. Und noch im Schatten der Wolkenkratzer inspirierte sie Künstler wie Warhol oder Hitchcock – der ganz oben von ihrer Fackel einen faschistischen Verräter ins Verderben stürzen liess ... Allerdings soll es schon bei der Einweihung anno 1886 Stimmen

gegeben haben, wonach dieses Feuer erst dann aufscheinen dürfte, wenn die Vereinigten Staaten von Amerika wirklich frei seien. Stimmen, wie sie anlässlich des Unabhängigkeitstages vor einigen Jahren erneut laut wurden, als man die Freiheitsstatue nach einer kosmetischen Behandlung wiedereröffnete. Die USA? Schlimmer als ein Schurkenstaat – ein Spitzelstaat!

Ja, es rumort allenthalben seit den Enthüllungen der Internet- und Telefonüberwachung US-amerikanischer Geheimdienste. Denn auch wenn neben den Bürgerrechtlern viele Bürgerinnen und Bürger noch immer blauäugig («Jesses!») oder kaltschnäuzig («Jo mei!») reagieren: Die veröffentlichten Geheimdokumente haben ans Licht gebracht, was man dunkel gehant hatte – und verdrängt. Nämlich die Auswüchse des Datensammelns samt dem Apparat dahinter ... staatliche/halbstaatliche/privatwirtschaftliche

Stellen kurzschliessend; sich automatisch-systematisch weitervernetzend; die Welt umspannend ... Ungeheuerlich. Und dennoch: Bei näherer Betrachtung ist keineswegs so klar schwarz-weiss erkennbar, wer hier die «Guten» sind und wer die «Bösen». (Edward Snowden, Mr. Whistleblower himself, hat bekanntlich beim Ex-KGB-Offizier Putin Zuflucht gesucht.) Oder in den Worten seinerzeit von US-Präsident Obama zwischen Real- und Idealpolitik: «Man kann nicht hundertprozentige Sicherheit haben und zugleich hundertprozentige Privatsphäre und null Unannehmlichkeiten. Wir als Gesellschaft werden eine Wahl treffen müssen.» Womit wir alle angesprochen sind, gerade wir in den freiheitlichen Demokratien.

Wir haben die Wahl.

Die Herausforderung besteht darin, sich dies bewusst zu machen – an einem Ort und in einer Zeit, da «Freiheit» längst als geburtgegebene Selbstverständlichkeit erscheint (wie die «Freizeit» eben oder die «Freizügigkeit»). Dabei ist es nicht lange her, dass New Yorker Reporter mit Fäusten und Feuerwaffen – und der zaghafte Gestalt annehmenden Freiheitsstatue als Symbolfigur – für eine freie Presse kämpften; und dass die westlichen Industrienationen nach Jahrzehnten des Krieges und verbrannter Erde einen Siegeszug der Freiheit erlebten: vom freien Markt über die freie Liebe bis zum freien Personenverkehr. Die unbeabsichtigten Folgen dieser Triumphe treten freilich erst allmählich zutage. Insbesondere auch jene der Befreiung der Informationen durch die Medien, die Massenmedien zunächst, dann die Social Media. Tatsächlich hat die Digitalisierung zwei entgegengesetzte, sich gegenseitig verstärkende Trends entfess-

selt: einerseits das Streben nach totaler Transparenz, andererseits das Bedürfnis nach umso geschickterer Geheimhaltung. Beides zusammen wird die bestehende Gesellschaftsordnung vor eine Zerreissprobe stellen. Und entscheidend wird einmal mehr in der Geschichte die Frage sein: Beherrscht der Mensch die Technik oder umgekehrt? Und einmal mehr gilt – schon vergessen? –,

wir haben die Wahl.

«Das Geheimnis [...] ist eine der grössten geistigen Errungenschaften der Menschheit», begann Georg Simmel seine «sozialpsychologische Skizze» von 1907. Keinesfalls wollte er damit die finstren Machenschaften früherer Regime rechtfertigen, die durch die Aufklärung endlich in den Bannstrahl der Öffentlichkeit gezerrt worden waren. Aber der Menschenkenner Simmel sah, dass es das (Ver-

trauens/Liebes/Macht-)Verhältnis zwischen zwei Individuen oder Gruppen charakterisiert, «ob und wie viel Geheimnis in ihm ist». Im Guten wie im Bösen. Mit Blick auf das moderne grossstädtische Leben mutmasste er gar, jedes menschliche Zusammensein bedürfe «eines gewissen Masses» an Geheimnis – bloss habe es sich nun ins Private zurückgezogen. Was Simmel nicht vorhersehen konnte: Im digitalen Zeitalter lösen sich die Grenzen zwischen privater und öffentlicher Sphäre zusehends auf. Das Private wird veröffentlicht, das Öffentliche privatisiert, und das Heimliche ist überall daheim, wenn sich verliebte Teenies ebenso wie unbeliebte Politiker – statt einem Tagebuch mit Schlösschen – Facebook anvertrauen mit bis zu 1,3 Milliarden «Freunden». So verflüchtigen sich durch den Cyberspace und die Handys als Fernbedienung jegliche sozialen Distanzen, indem sich allzeit alles mit allen teilen lässt. Freiwillig

wohlgemerkt. Kein Wunder, ziehen immer mächtigere Datenwolken auf. Und bringen es mit sich, dass immer weniger Geheimnisse wasserdicht sind (seien es Bankverbindungen auf Servern, Diplomatenprotokolle auf WikiLeaks oder Amateurvideos auf youporn.com); und dass immer mehr Dienste – nebst den geheimen – die sogenannten Big Data anzapfen (vom Marketing- über den Personal- bis zum Gesundheitsbereich). Das heisst, diese Datenmassen, die wir fortlaufend mit unseren Smartphones, Tablets, Identitätskarten, Kreditkarten und Cumulus-Karten anhäufen, bilden zugleich das Kapital des Cyberbusiness sowie das Material des Cyberwar der Zukunft. Dafür müssen wir nicht nur ein Bewusstsein entwickeln, sondern auch Verantwortung übernehmen. Denn von wegen «Big Brother»-Totalitarismus – wir selbst sind es, die sich «Big Brother» anschauen. Und im Gegensatz zu den Bewohnern von

Orwells vielbeschwoorenem Gedankenpolizei-
staat sind wir so frei, das Programm zu wech-
seln:

Wir haben die Wahl.

Zugegeben, der Digitalisierung wird sich
keiner verschliessen können. Und kaum einer
wird es wollen. Vielmehr will man die neue
Gamekonsole (die über Kameras und Mikros
mit einem interagiert), man will die neue Vir-
tual-Reality-Brille (die jeden Augenblick das
On- ins Offline-Erlebnis integriert), und man
will die 123-seitigen Nutzungsbestimmungen
einfach wegklicken. Weil es den Homo sapi-
ens von jeher drängt, seine angeborenen Sinne
technisch zu erweitern – weiter und weiter
hin zum gläsernen oder, wie sich heute ab-
zeichnet, glasfaserigen Menschen, zum Cy-
borg: biometrisch vermessen, mittels GPS
verortet, im World Wide Web verlinkt. Offen

ist jedoch, welcher Raum für das Geheimnis bleibt. Das Amtsgeheimnis. Das Geschäftsgeheimnis. Das Pressegeheimnis. Das Beichtgeheimnis. Werden sie früher oder später ebenfalls der «nationalen Sicherheit» nach 9/11 geopfert, während Geheimagenten die kafkaesken Geheimurteile von Geheimgerichten vollstrecken? Oder werden digitale Updates etwa des Briefgeheimnisses gefordert, mit frei ersichtlichen Metadaten analog zur Kuvertbeschriftung und geschütztem Inhalt? Immerhin geht es um viel mehr als eine Sache des Rechts oder der Technik, um viel mehr als irgendwelche Firewalls, PINs oder Log-ins. Es geht – gemäss Simmel – ums «menschliche Zusammensein» an sich. Wäre es ohne gemeinsames Geheimnis überhaupt möglich? Wer weiss. Vielleicht würde entweder totales Vertrauen oder totales Misstrauen regieren, sobald Dinge nur noch in unseren Köpfen sicher wären

... jenem vorerst letzten undurchschaubaren Geheimversteck.

Wir haben die Wahl, die freie Wahl.

An der Urne genauso wie an der Kasse oder am Handy. Genau darin liegt der weltweit strahlende Kern der Freiheit – besonders für diese Medien- und Konsumgesellschaft. «Gebt mir eure Müden, eure Armen, eure geknechteten Massen, die frei zu atmen begehren», lautet die Widmung am Fusse der Freiheitsstatue. Denn niemand hatte sich träumen lassen, dass es auch Gefangene der eigenen Gewohnheiten und Bequemlichkeiten geben könnte.

I like, also bin ich

Was es heißt, im digitalen Zeitalter Mensch zu sein

«Die Jugend von heute – ohne Ideen, ohne Ideale!», lautet der Evergreen unter den Klage Liedern, in den die Älter werdenden naturgemäss einstimmen. Zumal der Wertewandel (sprich: Werteverfall) der letzten Jahrzehnte augenfällig scheint. Um den Achtziger-Jahre-Kultfilm «Subway» zu zitieren:

«To be is to do» – Sokrates

«To do is to be» – Sartre

«Do be do be do» – Sinatra

Und während Frank «The Voice» Sinatra im Dumm-Dumm-Sound von Techno, Dance und Trance unterging, beschränkten sich die Existenzfragen der Jugendlichen gerade in den

westlichen Industrieländern immer mehr aufs Konsumverhalten («Gucci oder Armani?») und die Selbstverwirklichung aufs Schönheitsstudio («Zu schlaff oder zu straff?») – sei's aus Dummheit, Faulheit oder eitler Selbstvergessenheit. Das ist ja wohl offensichtlich ... Jawohl.

Nun, so sehen es zumindest etliche Altachtundsechziger, Feuilletonisten und andere professionelle Kulturpessimisten. Und fühlen sich wonniglich bestätigt, wenn eine Occupy-Bewegung mit ihren «1% ;-(99%»-SMS-Slogans über den unfair verteilten Wohlstand kaum von der Stelle kommt. Oder wenn der NSA-Whistleblower-Yuppie Edward Snowden seinerseits nach der Pfeife des Ex-KGB-Offiziers Putin tanzt. Oder wenn nach einer sogenannten Schicksalsabstimmung mal wieder die Stimmfaulheit der Jungen auffliegt. (Oder auch nicht: Die Stimmbeteiligung der

jüngeren Bevölkerung ist erwiesenermassen seit Jahrzehnten niedriger als die der älteren.)

TWEED ODER TWEET?

Wer sich allerdings, egal welchen Alters, über den eignen engstirnigen Blickwinkel hinaus die epochalen Veränderungen unserer Zeit vergegenwärtigt, wird einsehen: Diese Mädchen und Jungen, jungen Männer und Frauen der «Generation Facebook/Instagram/Snapchat» (aka «Millennials» aka «Gen Y» aka «Gen Z») sind – mehr noch als es die Achtundsechziger je waren – Hoffnungsträger und Totengräber zugleich. Umworben von Grossunternehmen, die zunehmend Mitarbeitende mit dem Talent zur Vernetzung suchen; verwöhnt von einer Konsumgüter- beziehungsweise Kulturindustrie, die inzwischen auf Instant-Feedback der Kunden setzt; beargwöhnt von der Wissenschaft, die längst Ten-

denzen von der Vereinsamung bis zur Sprachverwesung ausmacht ... Ihnen gehört die Zukunft. Kein Wunder, klammern sich bei solchen Aussichten die Alteingesessenen reflexartig an den Status quo – ans überlieferte «Wahre, Schöne und Gute». Wobei dies wohl-gemerkt nicht nur auf jene kleinkarierten Bildungsbürger zutrifft, die «Tweet» nach wie vor für eine Stoffart halten.

Nehmen wir Jonathan Franzen, einen Feuilletonfavoriten unter den zeitgenössischen Autoren. Sorry: Schriftstellern (das Wort erinnert so schön an Feder und Tinte). In seinen Augen versinnbildlichen die E-Books, per Fingerzeig auf Monitoren und Displays erscheinend und spurlos wieder verschwindend, das Unbeständige des digitalen Zeitalters. Ja letzten Endes werde dadurch – kein Scherz – das Funktionieren der Zivilgesellschaft gefährdet, meint Mr. Franzen. (Was sind dagegen schon die Weltwirtschaftskrisen der letzten Jahr-

hunderte ...) Seine an einer Universität (!) vor Studenten (!!)

geäusserten Ansichten zu Twitter dürften daher kaum überraschen:

Twitter stands for everything I oppose ... It's hard to cite facts or create an argument in 140 characters ... It's like if Kafka had decided to make a video semaphoring *The Metamorphosis*. Or it's like writing a novel without the letter <P> ... It's the ultimate irresponsible medium.

Blitzschnell online verbreitet, lösten diese Kommentare einen Shitstorm aus, wie es zum Leidwesen der Sprachpfleger auf Denglisch umwerfend bildhaft heisst. Und tatsächlich hagelte es neben negativ-destruktiven Posts und Tweets auch kreative. Etwa unter dem Hashtag jonathanfranzenhates:



Evil Wylie
@EvilWylie



#jonathanfranzenhates Emoticons, because it takes 600 pages to accurately convey emotion.

Sie machen deutlich, was man im sich schleichend verändernden Alltag meist nicht wirklich wahrnimmt (oder eben nicht wahrhaben will) – nämlich dass der Generationenkonflikt heute die üblichen Meinungsverschiedenheiten, die üblichen unterschiedlichen Wert- und Weltvorstellungen bei Weitem übersteigt. Weil wir alle mehr und mehr in der Welt der Digital Natives, der Kinder des Internets, mit iPods, iPads und Smartphones leben. Wir alle. Ob's uns gefällt oder nicht. Und die Nachgeborenen wie Mr. Franzen – oder auch ich mit Seniorenjahrgang 1976 – werden zeitlebens Digital Immigrants bleiben, mehr oder weniger gut integriert in diese schöne neue Welt.

WILLKOMMEN IN DER DIGITALEN WELT

Schön?, darüber lässt sich streiten. Doch neu ist sie zweifellos. Neuer gar, als es Amerika war, die Quantenphysik oder das Weltall. All jene Grenzgebiete, in die der Mensch im Lauf der Geschichte als Pionier/-in vorstieß – und damit das Bild von der Welt verändert hat. (Beispielsweise ermöglichten erst die Aufnahmen der «Apollo»-Raumfahrtmissionen einer einsamen Erdkugel, wie eine Murmel zerbrechlich schimmernd, ein umfassend «grünes» Umweltbewusstsein.) Mittlerweile verschieben sich die Grenzen freilich nicht nur, sondern sie verflüchtigen sich. Insbesondere durch das Phänomen namens Cyberspace:

A consensual hallucination experienced daily by billions of legitimate operators, in every nation ... A graphic representation of data abstracted from banks of every

computer in the human system. Unthinkable complexity. Lines of light ranged in the nonspace of the mind, clusters and constellations of data. Like city lights, receding ...

So beschrieb es der Science-Fiction-Pionier William Gibson im Orwell-Jahr 1984. Seither ist aus der Fiction Fact geworden und die Virtual Reality real, der Cyberspace fester Bestandteil unserer Lebenswelt. Unscheinbar ist der Übergang zum Raum, den das Internet in den Köpfen aufspannt: Manches kaufen wir in der Shoppingmall, andres bei Amazon; mal treffen wir Freunde auf Facebook, dann wieder face-to-face; bald unterhalten wir uns in Tea-, bald in Chatrooms ... Ganz selbstverständlich, als hätten wir den Unterschied bereits verinnerlicht.

Sind Sie sich etwa bewusst, wie sehr sich durch die Digitalisierung Ihre Welterfahrung verändert? Und zwar in sämtlichen Dimensi-

onen – gerade dank jenen handlichen Mini-computern, die vor Kurzem noch wie ein Special-Effect angemutet hätten. Handys, Tablets, tatsächlich sind sie nicht weniger als eine Fernbedienung fürs Leben. Mit welcher weitreichenden Folgen, zeigt sich (auch ohne VR-Brille) beim Durchzappen der Onlinekanäle:

1. Raum

Social Media – der Name ist Programm – suggerieren eine sonderbare Nähe, ja Intimität zu Menschen, die mitunter Tausende Kilometer entfernt sind, ob im Büro, im Wohnzimmer oder Schlafzimmer. Überhaupt ist diesen Medien eine gleichmacherische Tendenz eingebaut. Stärker als dem Telefon, wo sich in der einen Minute ein Börsendeal abschliessen und in der nächsten mit dem Lebenspartner Schluss machen lässt, stärker auch als dem Fernsehen, wo in der einen Sekunde Bilder von Kriegsgräueln und in der nächsten Win-

delwerbungen zu sehen sind: Grosses/Kleines, Wichtiges/Nichtiges, Eignes/Fremdes, Echtes/Falsches ... samt und sonders findet, mit-, über- und untereinander verlinkt, repostet und retweetet, gleichzeitig Platz. Und wird gleichermassen in Sekundenbruchteilen, aus jedem Zusammenhang gerissen, aufs Ergebnis einer Google-Suchmaschine reduziert – bequem auf Tastendruck zu öffnen, zu schliessen oder zu übergehen. In einem solchen Nichtraum ohne Grund und Boden, ohne Proportionen und ersichtliche Koordinaten vernetzt man sich instinktiv. Schlicht, um nicht ins Leere zu fallen.

2. Zeit

Zeitungen sind am Erscheinungstag schon Altpapier, die «Tagesschau» wirkt bei der Erstausstrahlung wie eine Wiederholungs-sendung, und Postkarten werden allenfalls noch zu Weihnachten verschickt – das World

Wide Web ist es, das der Welt den Takt vorgibt, 24/7. Mit Headlines, Hotspots, Hypes ... Headlines, Hotspots, Hypes ... Headlines, Hotspots, Hypes ... sodass sich ungeachtet der Zeitzone das Gefühl eines globalen, globalisierten Jetzt breitmacht. Alle sind jetzt erreichbar, alles ist jetzt erhältlich. Und sei's am anderen Ende der Welt, jede Aktion löst sogleich eine Reaktion aus: Bestellungen werden bestätigt, Kommentare zensiert, Abstimmungen aktualisiert. In sogenannter Echtzeit. Tatsächlich erlebt man das – medialisierte – Leben zunehmend *live*. Nicht von ungefähr heisst die erste Frage auf Facebook «Was machst du gerade?». Keinesfalls mich langweilen! Denn wenn selbst Anhängern der Entschleunigungsbewegungen von Slow Food bis Slow Travel der Geduldsfaden reisst, sobald der Server unterwegs etwas länger braucht, steht fest: Wir hängen, wahrhaftig, am Netz – rund um die Welt, rund um die Uhr.

3. *Ich*

Für eine Mediengesellschaft liegt die Selbstverwirklichung in der Selbstdarstellung. Und Blogging, Chatting, Online-Dating bieten unerschöpfliche Möglichkeiten, sich selbst zu inszenieren im Theater – oder vielmehr Hollywood – des täglichen Lebens. Nach Lust und Laune die Rolle wechseln, Identitäten anprobieren und ein Weltpublikum ansprechen: Musste die Traumfabrik dafür einst eine ganze Maschinerie in Gang setzen, hat heute jede/r ein eigenes Maschinchen, um am laufenden Band Stars zu fabrizieren. Genauer Pseudostars, schneller verglüht als eine Sternschnuppe. Dank Fans, Friends, Followers wird das Leben zur interaktiven Castingshow mit den Voyeuren auf der einen Seite und den Exhibitionisten auf der andern, wobei all die «Skandal»-Selfies/Sextings/Tapings, die in den Loops des Endlosprogramms rotieren, kaum

Raum für Geheimnisse lassen ... Nackt, sich dauernd medial selbst bespiegelnd, sieht man letztlich – was? Was auch immer. In einem solch allumfassenden, allgegenwärtigen Mediensystem sind Selbstbildstörungen programmiert.

Kurz, unser Raum-, Zeit- und Ichgefühl, unser Lebensgefühl ändert sich grundlegend. Da sich das, was in der Vergangenheit unwillkürlich Orientierung und Halt bot – die sozialen Distanzen, Sphären, Rollen –, unter den Händen aufzulösen scheint. Und unklar wird, was privat und was öffentlich, welches Verhalten wo angebracht ist.

HANDLUNGEN MIT KONSEQUENZEN

Zugegebenermaßen ist es ein Leichtes, diese Beobachtungen im 21. Jahrhundert n. Chr. als banal – oder «normal» halt – abzutun. Nach der Masche: Ob Kino, Fernsehen oder Internet, bei jedem neuen Medium dieselbe Hysterie – immerhin können sogar die Kinderlein zwischen Realität und Fiktion unterscheiden, ohne gleich Bart Simpsons ärgste Streiche nachzuahmen! (Von «Nachahmungstätern» ist politisch korrekterweise denn bloss noch bei gewalttätigen Videogamern die Rede.) Der Cyberspace jedoch ist keine Fiktion mehr. Kein Game. Handlungen, darunter Fehl- und Misshandlungen, haben auch hier reale Konsequenzen. Obwohl dies gerne vergessen geht, solange man sie nicht selbst zu spüren bekommt – solange man etwa im Schutz der Anonymität, ohne Risiko, das Gesicht zu verlieren, cybermobben kann.

Darin liegt von jeher die grosse Sorge von Pädagogen wie Soziologen, Historikern wie Datenschützern begründet: Wenn zunehmend die unmittelbaren Erfahrungen durch medial vermittelte verdrängt, wenn Menschen zu Pixeln und Dokumente zu Datenwolken entkörperlicht werden – entschwindet dann nicht auch das Bewusstsein dafür? Für die Menschlichkeit, die Geschichtlichkeit, die Beschaffenheit der Dinge und ihren konkreten Platz in der Welt? Eine Frage, die weit über Begriffe wie «Medienkompetenz» hinausgeht. Und die letzten Endes das Wesen des digitalisierten Menschen an sich berührt, je mehr wir selbst zur Schnittstelle der Maschinen werden – zu Bestandteilen eines unüberschaubaren, weltumspannenden Netzwerks, in dem das eine eng mit dem andern zusammenhängt, meist ohne dass man diese Zusammenhänge realisiert ... Man denke an den weltweiten Twittersturm der Entrüstung, als in Saudi-Arabien

ein Blogger für seine Äusserungen verurteilt wurde ... Undenkbar eigentlich. Wie durch den Flügelschlag eines Schmetterlings ausgelöst. Da mag man sich noch so sehr in Erinnerung rufen, dass es nicht dasselbe ist – nie dasselbe sein wird –, online aktiv zu werden oder offline, ins Internet zu gehen oder auf die Strasse, den Tahrir-Platz.

Nein, Likes allein führen keine Revolution herbei. Weder ein Arabischer Frühling noch irgendeine Klimaschutzära bricht durch Facebook an. Und doch ist frappant, wie nicht nur im Nahen und Fernen Osten, sondern auch im Westen, von Korea bis Venezuela, das basisdemokratische Potenzial des Web zutage tritt. Tatsächlich kommt – trotz der umstrittenen Netzneutralität – dem Ideal des «herrschaftsfreien» Raums nichts so nah wie der Cyberspace: Jede/r hat eine Stimme, selbst wenn sie/er kaum etwas zu sagen hat (wenigstens bis der Moderator beziehungsweise Zensor

einschreitet). Und dieses babylonische Stimmengewirr, das sich nach und nach hier und da erhebt, wird die Definitionsmacht der etablierten Institutionen von den Regierungs- bis zu den Medienhäusern unwiderruflich einschränken. Das bedeutet grössere individuelle Freiheit – und grössere kollektive Orientierungslosigkeit. Mit Cyberattacken, -spionage, -pornografie – grenzenlos, masslos, straflos ... scheinbar. Daher das Gerede vom «moralischen Vakuum» des Internets und den «asozialen» Social Media, die nach einer neuen Moral, einem neuen Gesellschaftsvertrag et cetera pp. verlangten. Und in der Tat bleibt abzuwarten, wie in einem entgrenzten Raum (lokal/regional) geltendes Recht durchgesetzt werden kann. Allerdings ist längst ein Lernprozess im Gang, der darauf hindeutet, dass Gemeinschaften in ihrem Stammesverhalten online ähnlich funktionieren wie offline. Beobachten lässt sich dies in Leserforen, jenen

Gossen des Cyberspace, wo sich der Abschaum ansammelt: Zusehends werden die schädlichsten Elemente von den Communities selbst ausgegrenzt. Denn so flüchtig diese Onlinegemeinschaften erscheinen, so unverbindlich in ihrer Zusammensetzung – ihre Teilnehmer sind verbunden durch die gemeinsame Sache, das gemeinsame Interesse.

In andern Worten: Was den Cyberspace im Innersten zusammenhält, was ihm seine Form verleiht und seine Bestimmung, ist das *sharing*. Die Idee des Teilens und Teil-Seins – wenn nötig, auf illegale Weise. Der Apple-Visionär Steve Jobs hatte das schlagartig erkannt: «Neuerdings gibt's da dieses erstaunlich effiziente Verteilsystem für Diebesgut, <Internet> genannt, und niemand wird je das Internet schliessen!» – weshalb er 2001 mit iTunes eine rechtmässige Handelsplattform für Medienprodukte einführte. Inzwischen teilt man alles Mögliche, das in Bits und Bytes

zerlegbar ist – bis hin zu den Auto- und Wohnungskosten –, und wird Teil verschiedenster Communities zugleich. So entstehen nebst den vielbeschworenen Problemen des Daten- und Persönlichkeitsschutzes ungeahnte Synergien. Nicht nur, dass Autoren ohne Verlag, Filmer ohne Verleih oder Politiker ohne Partei ihr Publikum leichter selbst erreichen können: Indem das Publikum seinerseits immer öfter die Rolle des Produzenten übernimmt, trägt man gemeinsam zu einem grösseren Ganzen bei, das mehr ist als die Summe der Bestandteile. Durch das Wissen, durch die Kreativität und mitunter gar die Solidarität der Masse. Wikipedia ist das bekannteste derartige Crowdsourcing-Unterfangen. Doch ob Crowdfunding (Mitwirkung an Gemeinschaftsprojekten) oder Crowdfunding (Mitfinanzierung gemeinnütziger Zwecke) – täglich schier werden neue Möglichkeiten erprobt, Individuum und Masse in Beziehung zu setzen. Bezie-

hungsweise: das Individuum als Teil der digitalen Masse zu mobilisieren. Und sei's auch bloss, dass man den kleinen Finger rührt, um eine Kreditkartennummer einzutippen.

Die Auswirkungen werden ringsum spürbar: Jedes Mal, wenn ein Single den Traumpartner online findet; jedes Mal, wenn eine Alleinunternehmerin eine «Killer-App» erfindet; jedes Mal, wenn ein Käufer sich aufgrund der Empfehlungen der Community entscheidet; jedes Mal, wenn eine Hobbybloggerin jemanden als Bürgerjournalistin zur Diskussion verleitet; und jedes Mal, wenn ein Bürger daraufhin wieder einmal zur Abstimmung schreitet, erschüttert das die althergebrachten Geschäfts-, Erfolgs-, ja Lebensmodelle ... von der Automatisierung unserer Routinetätigkeiten ganz abgesehen ... Manches wird hinfällig, anderes hingegen aufersteht aus virtueller Asche oder entsteht unerwartet-unverhofft.

Schöne neue digitale Welt also? – Mehr denn je hat es der Mensch in der Hand. Buchstäblich.

DER PLATZ DES MENSCHEN

Der Begriff Cyborg (eingedeutscht auch *Kyborg*) bezeichnet ein Mischwesen aus lebendigem Organismus und Maschine. Zumeist werden damit Menschen beschrieben, deren Körper dauerhaft durch künstliche Bauteile ergänzt werden. Der Name ist ein Akronym, abgeleitet vom englischen *cybernetic organism* («kybernetischer Organismus»). Da Cyborgs technisch veränderte biologische Lebensformen sind, sollten sie nicht mit Androiden oder anderen Robotern verwechselt werden.

Wikipedia

Das sind wir, unverkennbar. Je länger, desto klarer zeichnet sich ab, dass wir Menschen die Gestalt von Cyborgs annehmen: glasigen Au-

ges über die Touchscreens gebeugt, die Hände gleichsam verwachsen mit den Maschinen, die drahtlos den angeborenen Wahrnehmungsapparat erweitern ... Da muss man kein Schwarzseher sein, dem die Logorrhö und der Copy/Paste-Virus des digitalen Zeitalters aufs Gemüt schlagen. Denn selbstverständlich wandelt sich mit dem Weltbild auch das Menschenbild – und damit das Verhältnis des Menschen zu seiner Umwelt. Gewissermassen von der Geo- über die Helio- zur Egozentrik.

Nachdem jahrtausendlang die Erde als Zentrum des Universums gegolten hatte, setzte sich bekanntlich nach Kopernikus die Vorstellung durch, dass vielmehr die Erde sich um die Sonne bewegt und dass dieses Sonnensystem nur einen winzigen Bruchteil des Universums bildet. Das heisst, die aufgeklärte Wissenschaft machte den Menschen zu einem Staubkorn im Weltengefüge. Höchstens im Kreis der Familie, in der Kirche oder im Voll-

rausch schien sich die Welt noch um ihn zu drehen – bis die Massenmedien aufkamen, dann die Social Media. Und im Cyberspace wird schliesslich jede/r Einzelne jederzeit im Mittelpunkt stehen. Daher ist es durchaus möglich, dass wir zu einem Volk von egogesteuerten, selbstvergessenen, selbstverliebten Selbstdarstellern mutieren. Mindestens ebenso wahrscheinlich aber ist vor dem Hintergrund des Geschilderten, dass sich immer mehr Menschen bewusst werden, wie – von Menschenhand eben – der «Lauf der Dinge» am ehesten zu beeinflussen ist:

gemeinsam.

Ich weiss. Verglichen mit dem alten Lied vom Untergang der Zivilisation mag all dies wie naive Zukunftsmusik klingen. Wer sich indes von den Nebengeräuschen nicht beirren lässt, hört sie bereits ... leise, aus der Ferne.

Die vielen Tunesierinnen und Tunesier zum Beispiel, die auf ihrem Weg zu einem besseren Leben als Erstes keine neue Bleibe und kein Auto suchen, sondern einen Internetanschluss. Anschluss an eine Welt, in der man mehr teilt als man besitzt.

Forza Italia!

Abenteuer Automiete in der Toskana

«Die Toskana liegt nicht in Italien, sondern Italien liegt in der Toskana», schrieb Deutschlands Dichterkönig Goethe nach seiner Postkutschenreise durchs «bel paese». In die Werbesprache der Massentouristen von heute übersetzt: ARTE! MARE!! MANGIARE!!! – man ist inzwischen ja auch mit ein paar PS mehr unterwegs. Und tatsächlich, diese Bilderbuchlandschaft der rollenden Hügel und Zypressen, der Zugvögel und Weingutadressen – die im goldenen Sonnenlicht zum Greifen nah und dann wieder so fern erscheinen –, sie lässt sich am besten fahrend erkunden. Buchstäblich er-fahren; sei's auf zwei, drei oder vier Rädern.

(Erlauben Sie hier eine Klammerbemerkung, warum ich mich beim Autofahren sogar als Fahrer wie das fünfte Rad am Wagen fühle: mangelnde Routine! Klar, damals als spätpubertärer Provinzler hielt ich mit dem Autoschlüssel gradezu den Schlüssel zur Welt in der Hand; als sichtlich gereiftem Städter reicht mir aber das iPhone dazu. Ich fahre Bahn, Bus, Velo – und fast nur noch in den Ferien Auto. Vermutlich auch, weil die Auto-Erotik für mich erst bei einer alten Alfa Giulietta Spider anfängt.)

Für unsre heiss ersehnten Toskana-Ferien wollten wir denn nebst den Betten und Billetten einen Mietwagen buchen, um die Strassen zwischen Montepulciano–Montalcino–Siena unsicher zu machen. Einen Mietwagen mit Automatikschaltung notabene. So würden nämlich selbst wir, ÖV-verwöhnte Ortsunkundige, das Panorama geniessen können, und zwar nicht bloss im Schneckentempo. In

den strahlendsten Farben malten wir uns das aus ... wohl wissend, dass die meisten Italiener – Landsleute von Enzo Ferrari! – ihren Schaltknüppel ebenso wenig hergäben wie ihre Hupe ... Nun gut. Ein Klick aufs Icon mit dem «A» für «Automat», und die Buchung war erledigt, die Bestätigung in der Mailbox. Automatisch. Wie leicht eine Reise online zu organisieren ist, nicht wahr?

(Noch eine kurze Klammerbemerkung: Sie werden am Schluss sicher feststellen, dass wir bei dieser auffällig günstigen Autovermittlung [Name der Redaktion bekannt] lediglich die Kundenbewertungen hätten beachten müssen – Hunderte davon, von verärgert bis vernichtend –, dann wäre das Folgende gar nicht passiert. Sie haben recht. Und schade wär's doch.)

Die Anreise zu Land, zu Wasser und in der Luft war reibungslos wie selten verlaufen, samt dem Abstecher zur Insel Elba, sodass wir in aller Frische in unsrem Agriturismo eintrafen. Einem malerischen Fleckchen inmitten von Gärten, Wäldern und Feldern – auf der einen Seite, hoch oben, die Mauern von Montepulciano, auf der andern die Weite, die sich öffnet bis dorthin, wo man die Michelangelo-Wolken zu berühren glaubt. Bei solcher Aussicht wie zu Goethes Zeiten verköstigt zu werden mit Pasta, die – aus jahrhundertlang in derselben Mühle gemahlenem Getreide und tagelang getrocknet – auf Schleichwegen hergeschafft wird, oder einfach mit einer grad eben nebenan gepflückten Frutta ... «Carpe diem», die Lebensweisheit der antiken Römer fällt einem hier direkt in den Schoss. Immer mehr hauseigene Produkte werden übrigens angepriesen als «Chilometro zero (km 0)».

Aber ich schweife ab. Wo waren wir–?

Also. Am Montagmorgen machen wir uns auf den Weg beziehungsweise Umweg ins nächstgrössere Städtchen, Chiusi, den Mietwagen abzuholen; zunächst per Bus, danach zu Fuss, den Ortsplan gezückt, auf der Suche nach der Garage – von wegen «Alle Wege führen nach Rom» –, bis uns von der gegenüberliegenden Strassenseite ein Herr mit Handbewegungen, als kurbelte er an einem Lenkrad, lächelnd die Richtung weist. «Wie gastfreundlich die Leute doch sind!», sagen wir uns und: «Italien halt!» Und betreten das Büro ...

... genau genommen, ist's wie in einer jener Amtsstuben, wo die Zeit stehen bleibt und mit ihr der Geruch von Scheuermittel und Staub – und wo man erst auf den zweiten, dritten Blick zwischen Aktenstapeln und Ordnern die Gestalten erkennt: den «Filialleiter», sonnen-

gebräunt, der sich subito in die Pose des Padrone wirft; daneben mausgrau seine «Assistentin», die in Wahrheit den Laden schmeisst; in der Ecke hockend ein Seniorenpärchen, das vor sich hin starrt und auf etwas, irgendetwas zu warten scheint ... während wir bereits an die Reihe kommen. Das läuft wieder wie geschmiert. «Documenti» – «Certo», und kurzerhand sind die Formulare ausgefüllt und in den vergilbenden PC eingetippt. Der Padrone ist auch bereits im Begriff, den Zündschlüssel auszuhändigen, als es mir wie eine Ahnung durch den Kopf schiesst: das irrwitzige Spiessrutenlaufen all'italiana von einem Amt zum nächsten, das Umberto Eco in seinen Satiren so beschreibt, dass man da gram und greis werden könne, und sei's wegen eines verlorenen Führerscheins ... Woraufhin ich aus den Augenwinkeln die Senioren sehe – atmen sie überhaupt noch? – und mich fragen höre:

«È un automatico, no?»

Seine Oberlippe zuckt verächtlich, der entsprechende Unterton ist kaum zu überhören, als der Padrone, die Faust zur Werkstatt hinter der Fensterfront schwenkend, wortgewaltig ausholt, um uns verständlich, nein, unmissverständlich zu machen, dass das selbstverständlich allesamt Autos mit Handschaltung und dass die wenigen mit Automatikschaltung weit im Voraus zu reservieren seien.

«Ma-ber-but ...», suche ich nach Worten und der Reservationsbestätigung, «das haben wir!» Und ich deute auf das «A» in der ausgedruckten E-Mail.

Unbeeindrucktes Kopfschütteln. Kenne er nicht. Das Kürzel für die Automatikgetriebe-
nen laute bei ihnen – wieso auch immer –
«EMRC» oder so.

«What the ;#¢@€¢%#æ!», tönt es innerlich. Aber man hat schliesslich Manieren und sagt,

ein bisschen heftig: «Mit Ihrem landesweiten Vertriebsnetz können Sie bestimmt irgendwo rasch eine Alternative auftreiben?»

Kopfwiegen. «In Milano vielleicht, allerdings ist das nicht ohne Weiteres ersichtlich. Dafür brauch ich einen E-Mail-Voucher mit dem korrekten Kürzel. Für unser *System*.»

Was für uns im Klartext bedeutet: entweder diese Buchung stornieren und nochmals zu buchen versuchen, mit dem nicht unerheblichen Risiko, zuletzt ohne Karre dazustehen; oder die Onlinevermittlung für ihren Fehler gradestehen lassen, sodass sie uns doch noch das vermittelt, was gebucht war. Und dies Letztere sollte kein Ding der Unmöglichkeit darstellen – sollte man meinen. Zumal sich der Padrone zähneknirschend bereit erklärt, den Anruf bei der Hotline zu übernehmen. Als einer, der dieselbe Sprache spricht.

Zuerst einmal bleibt er freilich in der Warteschleife mit Italo-Pop hängen. Dank Frei-

sprecheinrichtung eine Gelegenheit, die Papiere zu signieren, die seine Assistentin aufgestapelt hat, während draussen reihenweise Mieterinnen und Mieter freudig den Empfang ihres Wagens quittieren, den Reifendruck prüfend, die Rückspiegel ... Endlich meldet sich eine Stimme. Vom anschliessenden Operabuffa-Dialog bekommen wir bloss den Part des Padrone mit, der mehrmals ansetzt, das Problem zu erläutern, bevor er uns entnervt den Apparat entgegenstreckt – da sind wir schon zurück bei Eros Ramazzotti und «Cose della vita». Dann, irgendwann, die kompetente Antwort der «Spezialisten»:

«In einem solchen Sonderfall könnten wir eventuell eine Sonderbescheinigung faxen.»
Was ich für den Padrone laut wiederhole.

Worauf er: «Einen regulären Onlinevoucher brauch ich. Zur Weiterverarbeitung im *System*.»

Ich wieder ins Telefon: «Einen regulären Onlinevoucher braucht er.»

Und sie: «Ah, dazu brauchen wir eine reguläre Onlinereservation, wegen dem –»

Ich: «Lassen Sie mich raten – wegen dem *System?*»

Erraten. Sie würden mich deswegen zurückrufen.

So geht das – *systematisch* sozusagen – hin und her. Eine gefühlte Ewigkeit lang. Oder zwei. Jedenfalls hat in der Zwischenzeit unter andern ein Teenietussi hereingeschaut, um ihren Cinquecento auszulösen, indem sie Mamma telefonisch anpumpt, sowie einer der Mechaniker mit seinem Funktelefon, weil er den Englisch sprechenden Kunden, der überland festsitzt, nicht versteht. Und als plötzlich gar das Seniorenpäarchen verschwunden ist, sind auch wir am Ende angelangt mit unsrem Latein, unsrem Italienisch und unsrer Geduld – schleunigst raus hier.

Wie belebend Stadtluft wirken kann. Auf dem Rückweg zur Bushaltestelle raffen wir uns nämlich auf zu einem letzten Anlauf. Im Zentrum von Chiusi hatten wir eine kleine, lokale Mietwagenfirma bemerkt, gleich um die Ecke, neben der Fußballbar, muss sie sein ... Und da ist sie ... geschlossen. Mittagsruhe. Sämtliche Läden in der Stadt – «tutti chiusi a Chiusi». Haha. Das Lachen bleibt uns im Hals stecken.

Denn wer hätte zu hoffen gewagt, dass unsre famose Gastwirtin wenige Stunden später mit einem einzigen Telefonanruf ein geeignetes Mietauto würde beschaffen können?

Ja, einen Automaten!

Am folgenden Morgen sitzen wir also erneut im Linienbus Montepulciano–Chiusi. Anfangs zugegebenermaßen etwas angespannt, da

unter unheildrohenden Gewitterwolken der Fahrer auf sich warten lässt und eine Mitreisende schon grummelnd die Augen rollt – bald jedoch scherzen die beiden, als ob sie seit je Busenfreunde wären, über ihre Laster und die Liebe, und bei den Thermen steigt eine Gesellschaft fideler Achtzigjähriger zu, von denen eine sofort den Stoppknopf drückt, «um zu probieren, ob er auch funktioniert», ehe wir mitten auf der Hauptstrasse einen weiteren Stopp machen, damit zwei junge Damen nicht im Regen stehen müssen, wobei sich der Bus unbeirrt, unmerklich die Gänge wechselnd, immer weiter durch den Verkehr schlängelt, sodass das Ziel fast pünktlich mit den ersten Sonnenstrahlen erreicht wird, was nicht einmal mehr uns überrascht.

Das heisst, über Land und Leute hatten wir das Wichtigste erfahren, noch bevor wir in unserm Mietauto losgefahren waren. Oder in den Worten von Signor Goethe: «Deutsche

Redlichkeit suchst du in allen Winkeln vergebens: Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht.»

Die Gleichmacher/-innen

Wie der «Qualitätsjournalismus» systematisch das Weltbild verzerrt

«Von wegen Klimaerwärmung – bei dem Sauwetter!?!»

Mit Aussagen dieser Art ist es wie mit so vielen vom Menschen verursachten Emissionen: Es handelt sich entweder um einen (schlechten) Witz – oder ein ernstes Problem. Besonders im Journalismus. Geistige Umweltverschmutzung sozusagen.

Denn dass die Werbung das Blaue vom Himmel verspricht, die PR alles und jeden schönfärbt und der Boulevard geradezu trieft vor Blut, Schweiss und falschen Tränen, das weiss man. Den altehrwürdig etablierten, das heisst kostenpflichtigen «Medien» jedoch vertraut man mehrheitlich ... der Zeitung, dem Fernsehen – dem Radio hierzulande mitunter

mehr noch als dem Bundesrat. Noch immer. Und dies, obwohl die «Qualität der Medien» angesichts der Gratis-Jekami-Kultur des digitalen Zeitalters immer wieder thematisiert und problematisiert wird: In den Pendlerzügen etwa herrschten laut dem medienwirksamsten Schweizer Medienprofessor, Kurt Imhof, Zustände «wie in nordkoreanischen Vorstädten». So kann zwar keine Rede von irgendeiner Gleichschaltung sein, gleichwohl aber von einer Konzentration der Besitz- und Produktionsverhältnisse, wodurch die (Themen/Thesen/Meinungs-)Vielfalt zu verkümmern droht. Hin zur Einfalt letzten Endes.

(IDEO-)LOGISCHE GLEICHUNGEN

Was allerdings meist geflissentlich übersehen wird, ist der Beitrag, den der sogenannte Qualitätsjournalismus zu dieser Gleichmacherei leistet. Ungleich subtiler – und perfider, wie

der US-Journalistenveteran James Fallows auf seinem Blog vor Augen führt. Je nachdem öffnet er sie einem überhaupt erst. Und zwar anhand des Konzepts der *falschen* – äh – *Äquivalenz* ... Nicht gleich wegnicken bitte, schliesslich hab's selbst ich als Pausenphilosoph kapiert. Das geht nämlich so:

Aus *A* folgt *B*.

C ist wie *A*.

Also folgt aus *C* ebenfalls *B*.

Zu einem klassischen Fehlschluss führt dieser Gedankengang, wenn *C* und *A* eben nicht äquivalent, nicht gleichwertig sind. Um auf das eingangs angeführte Beispiel zurückzukommen: «Wetter» (die kurzfristig-lokale Lage) ist in Tat und Wahrheit keineswegs das Gleiche wie «Klima» (die langfristig-regionale Lage) – sodass $C \not\Rightarrow B$, weil $C \neq A$. Logisch. Oder ...?

Wer von irrigen Annahmen ausgeht, gelangt so rasch einmal zu irren Schlussfolgerungen. Diese Einsicht blitzte auf, als der Handschlag von US-Präsident Obama mit dem kubanischen Staatsoberhaupt Raúl Castro einen Sturm im Wasserglas auslöste: Wie Chamberlain mit Hitler – und wir wissen, was damals geschah! Appeasement, Zweiter Weltkrieg ... (Realitätscheck: Ja, auch Señor Castro ist ein Diktator; aber da hört der Vergleich auf.) Und tatsächlich erweist sich spätestens seit der Ära Obama ein Verständnis der *falschen Äquivalenz* (FÄ) als unentbehrlich, um sich in dieser 24/7-Multimediamarktwelt zurechtzufinden – Bilder, Töne und Texte ringsum, aus x Kanälen, Ländern und Quellen, unmerklich ineinander übergehend ... oben/unten, rechts/links, richtig/falsch ... Wo ist der Unterschied? Etliche Medienschaffende vernebeln ihn von Berufes wegen: indem sie (ideo-)logisch Gegensätzliches gegenüberstellen und Ungleiches gleich-

setzen. Und das nun einmal keineswegs bloss im «Bild»-haften Sensationsjournalismus von «OSTERN: RIESIGES CHAOS, VIELE TOTE, ETWAS SONNE». Im Wahlkampf zwischen Hillary Clinton und Donald Trump zeigte sich das Journalistenestablishment die längste Zeit unwillig oder unfähig, klarzumachen, dass auf der einen Seite – bei allen Fragezeichen – eine normale Politikerin mit normalen Schwächen stand und auf der anderen ein unvergleichlich ignoranter, rassistischer, sexistischer Weissnationalist.

Denn grundsätzlich behandeln «seriöse Journalisten» (im Gegensatz zu «Propagandisten») in einer Konfliktsituation die verschiedenen Konfliktparteien möglichst gleich. Wenn die eine Seite sagt $1+1=2$ und die andere $1+1=3$, sagen sie schätzungsweise 2,5. Nicht nur, weil es eine allzu menschliche «Tendenz zur Mitte» gibt, sodass wir im Zweifelsfall halt das mittlere Kästchen ankreuzen. Sondern, weil ge-

wisse Berufsgruppen – von der Personal- bis zur Sexualberatung – keinesfalls tendenziös erscheinen wollen. Immerhin hat man einen Ruf zu verlieren. Und Kunden. Und paradoxerweise entsteht oft genau dadurch besagte Gegenteilendenz: die *FÄ* – im Journalismus gern auch «Objektivität» genannt.

FIKTIV OBJEKTIV

Tja, die hochgeschätzten Journalistinnen und Journalisten. Nicht zu beneiden. «Keinen Gedanken haben und ihn ausdrücken können» – das machte sie schon für den k. u. k. Satiriker Karl Kraus aus. Und hundert Jahre später täuscht die ständige Selbstbespiegelung kaum mehr jemanden drüber hinweg, wie zerbrechlich ihr Selbstbild geworden ist. Sitzen sie doch für alle sichtbar im sprichwörtlichen Glashauss – vor Monitoren, Mikros, Kameras –, tagein, tagaus kommentierend-kritisierend.

Während ihre Vorvorgänger grade im deutschsprachigen Raum dies ganz selbstverständlich als Sprachrohr einer Partei oder Kirche taten, fühlen sie sich genötigt, ihr Tun zu rechtfertigen. Im Sinne von: unbeirrbar, unbestechlich, unabhängig – kurz: die vierte Gewalt im Staat! Service public! Und dazu bieten sich zwei journalistische Grundformen an; der subjektive Augenzeugenbericht einerseits, andererseits die objektive Berichterstattung. Wobei «subjektiv» an Reportagen von der Front denken lässt, aber auch an Kolportagen. «Objektiv» hingegen klingt so ... neutral informativ, und drum besonders vertrauenswürdig. Obwohl jedes Objektiv offensichtlich nur einen bestimmten Bildausschnitt aus einem bestimmten Blickwinkel einfängt. Entsprechend werden in einem «objektiven» Beitrag, im Bemühen um ein umfassendes Bild, verschiedene Ansichten zugleich wiedergegeben – mitunter gleichwertig. Fälschlicher-

weise. Da, wie erwähnt, $C \neq A$: sei's in den bewährten pseudohistorischen Vergleichen (NZZ: «Abrüstungsgespräche mit Iran: Das Vorbild Nordkorea weckt wenig Hoffnung»), gleichmässig austarierten Pro-und-Kontras (BBC: «UK and the EU – Better off out or in? What both sides are saying») oder konträren «Experten»-Aussagen (CBS: «The new UN report on climate change is expected to blame man-made greenhouse gases more than ever for global warming. But there's a problem. The global atmosphere hasn't been warming lately.»). Beispielhaft, wie der CBS-News-Beitrag nach diesem Intro zuerst den letzten – bis dahin apokalyptischsten – Bericht des Weltklimarats zitiert, wie er daraufhin präzisiert, dass der Temperaturanstieg sich vorläufig in die Ozeane verlagert habe – womit der scheinbare Widerspruch der Eingangsworte aufgelöst wird –, bevor er das Ganze kurzerhand wieder relativiert mit den Statements

eines «Thinktank-Direktors», der sich im Nachhinein als Klimaskeptiker ohne jegliche Kenntnisse der Klimawissenschaften herausstellen sollte. Als wäre dessen Einschätzung gleich viel wert wie diejenige von Tausenden Klimaforschern.

Sie sagte / er sagte / sie sagte / er sa- ... Auf diese Weise vermittelt der objektive Qualitätsjournalismus eine «Sicht aus dem Nirgendwo», wie es der New Yorker Journalismusprofessor Jay Rosen beschreibt. Wo die Autorinnen und Autoren stehen und wie sie sich zum Dargelegten stellen, bleibt schleierhaft. Ihrem Selbstverständnis gemäss geben sie sich erhaben unparteiisch, ähnlich einem Richter oder einem Schiedsrichter wenigstens. Und vergessen dabei, dass selbst die letztlich ein Urteil fällen, Stellung beziehen und Partei ergreifen müssen – im Idealfall für die Sache beziehungsweise die Tatsachen: Foulspiel oder Schwalbe? Beweis oder Behauptung? Fakt

oder Fake? Gefragt sind Leute – ob Berufsleute oder berufene Amateure –, die kein Blatt vorn Mund nehmen, sondern die Dinge beim Namen nennen, vor allem wenn den Bürgerinnen und Bürgern ein C für ein A vorgebracht werden soll. Heute mehr denn je. Denn je länger, desto mehr sind es, laut und deutlich, diese Stimmen, die Zustimmung oder Widerrede hervorrufen, die in unsrer rauschenden, durch die Social Media kanalisiertem Informationssintflut für Orientierung sorgen. Während dadurch die Grundfesten der traditionellen «Leitmedien» unterspült werden, sind die Pioniere auch schon zu neuen Ufern unterwegs. Der NSA-Chefkritiker Glenn Greenwald (The Intercept), der Statistikguru Nate Silver (FiveThirtyEight) oder der Vorzeigeblogger Ezra Klein (Vox) haben eigene Newsplattformen gegründet – getreu der Devise, dass durchaus jede Frage zwei Seiten haben mag, selten jedoch beide Recht haben.

Oder unverblümt formuliert: Ihnen stinkt die stete Gleichmacherei der Redaktionen genauso wie die opportunistische Stimmungsmache, die am einen Tag «Volk ist gegen SVP-Initiative – noch» titelt und am nächsten «Eine politische Sensation liegt in der Luft».

GIFT FÜR GEDANKEN UND SPRACHE

Tatsächlich wird tagtäglich – direkt vor unsern Augen und Ohren – Geschichte um- oder herbeigeschrieben. In einem schleichenden, langsam um sich greifenden Prozess, bei dem sowohl ein unsauberer Gedanke die Sprache vergiften kann wie auch umgekehrt: «[I]f thought corrupts language, language can also corrupt thought. A bad usage can spread by tradition and imitation even among people who should and do know better.» Diese Beobachtung George Orwells lässt sich online mittlerweile in Echtzeit machen, weltweit.

Denn durch den medialen Wettbewerb um die Aufmerksamkeit ist man längst nicht mehr nur in Ländern mit Zweiparteiensystem anfällig für das *FÄ*-Syndrom geworden. In einer derart aufgeheizten Atmosphäre ist niemand immun (wobei manche natürlich gleicher sind als andere):

«Deutschland zufolge ...»
ist nicht gleichbedeutend mit
«Der EU zufolge ...».

«Parteien uneins – Verhandlungen gescheitert»
ist nicht gleichbedeutend mit
«Partei xy blockiert Verhandlungen».

«Jährlich drängen Zehntausende Ausländer auf den Schweizer Arbeitsmarkt»
ist nicht gleichbedeutend mit

«Jährlich benötigt die Schweiz dringend Zehntausende ausländischer Arbeitskräfte».

Sehen Sie, wie weit die Folgen reichen können ...? Mal wird die Geltung gleichgemacht, mal die Verantwortung – bis sich schliesslich sogar die Bedeutung von Ursache und Wirkung ins Gegenteil verkehrt. Manchmal durch ein einziges Suggestivwörtchen wie «scheitern»: Im Sport «scheitert» regelmässig ein Tabellenletzter am Leader, als wäre er selber schuld. Da ist es nichts als konsequent, wenn der «Stern» aufgrund zunehmender «Baumunfälle» vor «MÖRDER[N] AM STRASSEN RAND» warnt. Bäume als Mörder – zum Totlachen. Abgesehen davon, dass es keine harmlose Wortspielerei ist. Vielmehr sind die Worte Ausdruck einer Weltanschauung. Und ein klarer Blick, Gedanke und sprachlicher Ausdruck sollten zum *ABC* eines Qualitätsjournalismus gehören, der den Namen ver-

dient. Denn häufig ermöglichen es erst die journalistische Recherche und Analyse, zwischen Fakten und Meinungen zu unterscheiden. Ja im Grunde besteht darin seit je seine grosse, wichtige Aufgabe. Um es mit einem Staatsmann alter Schule zu sagen: «Jede/r hat Anrecht auf eine eigene Meinung, nicht aber auf eigene Fakten.» Das eine ist nicht gleichgültig wie das andere. Und der Unterschied, insbesondere für eine Demokratie, alles andere als gleichgültig.

Wenn aus Ernst Spiel wird

Immer mehr erleben wir den Alltag als Sportereignis – mit schwerwiegenden Folgen

War's auf dem Spielplatz? Oder in der Spielstunde beim Fräulein Bösch ...? Wann genau mir bewusst wurde, dass ich ein «schlechter Verlierer» war, weiss ich nicht mehr. Irgendwann aber verlernt das Kind in uns das Spiel um des Spiels willen, das spielerische Entdecken der Welt ringsum («Versteckis? Stinklangweilig!»), und wir müssen lernen zu gewinnen und – wichtiger noch – zu verlieren. Denn plötzlich «geht's um etwas». Immer. Und sei's auch nur um das, was die Erwachsenen altmodisch «Ehre» nennen. Tatsächlich misst sich der Mensch seit Urzeiten mit seinen Mitprimaten, gemäss der olympischen Devise: schneller, höher, stärker! oder gemäss Freud: Wer hat den Längeren? Wobei im Lauf der

Zeit aus dem Überlebenskampf ein Wettkampf wurde und aus dem Spiel Sport. Und Sport, ja Sport ist bekanntlich gut für die Gesundheit – immerhin duellieren sich keine Gladiatoren auf Leben und Tod ... Nun fragt sich allerdings, wie gesund der Sport für die Gesellschaft als Ganzes ist. Insbesondere für eine Mediengesellschaft wie die unsere, in der nicht bloss Sportteams aufeinander losgehetzt, sondern schier alle Auseinandersetzungen wie Sportereignisse ausgeschlachtet werden. Sport ist da schon mal Mord.

Und das hat ironischerweise nichts mit dem getont-gedopt-gebotoxten Fitnesswahn der Körperkultindustrie zu tun. Die meisten von uns treiben höchstens vier Stunden pro Woche Sport. Viel folgenschwerer sind dagegen die vier oder mehr Stunden pro Tag, die wir mit Passivsport zubringen: starrend an die Monitore und Displays gefesselt – und zugleich mitgerissen vom Schauspiel ... wie ei-

ner federerleicht die Filzkugel übers Netz an die Linie spielt; wie das Zusammenspiel von elf Individualisten zu einem goldenen Tor führt; oder ein Dutzend Formel-1-Spielzeugautos hirnverbrannt seine Runden drehtdrehtdreht ... Indem der Sport das Geschehen auf ein Spielfeld beschränkt, wo es nach klaren Spielregeln abläuft, und zwar mit ebenso klarem Ausgang nach Ablauf der Spielzeit, bringt er Ordnung ins Chaos der Welt. Und gibt uns das Gefühl, dass wir – bei aller Aufregung – letztlich den Lauf der Dinge verstehen. Ein wohltuendes Gefühl, grad heutzutage. Darauf zielt denn auch der Großteil der Medien ab. Sie müssen sich nämlich ihrerseits in einem beinharten Wettbewerb durchsetzen: beim Ringen um die Aufmerksamkeit des Publikums. Und dabei zählen weniger die hehren journalistischen Nachrichtenwerte (wie Relevanz, Substanz, Signifikanz) als vielmehr die sportlichen Schauwerte

(wie Sensation, Ovation, Champion). Sodass sich im Medienalltag allmählich ... unmerklich unsere Wahrnehmung verändert. Oder wer von uns merkt schon, wie wir das Leben mehr und mehr durch eine Sportbrille sehen?

Zu verdanken ist dies nicht zuletzt den sogenannten Meinungsführer/-innen unter den Medienschaffenden. Die in Tat und Wahrheit eher Gleichmacher/-innen oder Stimmungsmacher/-innen sind. Denn bei Konflikten behandeln sie die Konfliktparteien entweder wie unparteiische Schiedsrichter, also prinzipiell gleich – was zur Folge haben kann, dass, wenn die eine Seite sagt « $1+1=2$ » und die andere « $1+1=3$ », sie sagen: ungefähr 2,5. Oder aber ihnen ist das Resultat schnurzegal – und sie handeln wie prinzipienlose Cheerleader, die mal auf der einen, mal auf der andern Seite die Stimmung anheizen. Fürs Publikum bleibt's so oder so spannend. Auch weil es immer jemanden gibt, der Pyros zündet

und/oder sich darüber echauffiert (ja, manchmal beides). Und das bedeutet Hits, Klicks, Views und Quoten. Günstige Wettquoten zudem für jene, die auf den Massenerfolg setzen.

-- BEGINNT EIN NEUES ATOMARES WETTRÜSTEN? -- WETTLAUF GEGEN DIE ZEIT: WENN IMPFSTOFFE RASCH GEBRAUCHT WERDEN -- HOW TO PLAY PUTIN'S GAME IN SYRIA -- DER GRIECHENPOKER GEHT IN DIE LETZTE RUNDE -- BLOCHER VS. BURKHALTER: WER HAT DIE BESSEREN KARTEN IM EU-KAMPF? -- ATOMVERHANDLUNGEN: DAS LANGE ENDSPIEL -- CRUZ ET LE PARTI RÉPUBLICAIN MIS K.-O. PAR DONALD TRUMP -- UBS KOMMT MIT EINEM BLAUEN AUGE DAVON --

Die bildhafte Sportsprache solcher Schlagzeilen macht es deutlich. In der Medienarena scheint sich das Weltgeschehen zunehmend folgendermassen abzuspielen:

- **live**

Kein Wunder, wirkt im Onlinezeitalter die Tagesschau wie von gestern und die Tageszeitung wie von vorgestern – up-to-date gehalten wird man inzwischen durch minütliche, gar sekundliche Updates. Und das echte Leben erlebt man in «Echtzeit». Unverzögerlich. Ungefiltert. Unmittelbar. In Live-Tickern, Live-Streamings, Live-Sendungen. «Live is life.»

- **in Grossaufnahme**

Dabei wird, gern auch in Zeitlupe, das Menschliche, allzu Menschliche gross in den Fokus gerückt. Ein Gesichtsausdruck oder Händedruck, ein Versprecher oder Verstolperer – als ob davon das Schicksal der Nation

abhänge. Man glaubt, in diesen Detailaufnahmen das ungeschminkt Authentische zu erblicken. Obwohl sich mitunter nicht einmal Foulspiel von Schwalbe unterscheiden lässt.

- **Big Shots vs. Underdogs**

Entsprechend wird jeder noch so triviale Konflikt zu einer Konfrontation stilisiert: zwischen Helden und Schwächlingen bzw. Favoriten und Aussenseitern, deren Chancen fortlaufend marktschreierisch hochgerechnet werden. Während man auf den Publikumsrängen, ob grölend oder stöhnend, Farbe bekennen muss: Na, für wen bist? Für uns oder die – das heisst: gegen uns?

- **um alles oder nichts**

Wir oder sie, jetzt oder nie, alles oder nichts. Es gibt nur das Entweder-oder. Bei Unentschieden geht's in die Verlängerung, dann Penaltyschiessen, im K.-o-System, bis fest steht: Hier der Triumph, dort die Schmach, hier die Gewinner, dort die Verlie-

rer. Von wegen «Dabei sein ist alles!» – der wahre Kampfspruch lautet: «The winner takes it all!»

Kurz, es handelt sich nicht einfach um Wortspielchen. Die Worte sind Ausdruck einer Sportweltsicht. Wie wenn wir kompensieren wollten, dass das Leben der meisten von uns in Wirklichkeit alles andere ist als ein Super Bowl der Superlative, eine Super League der Superstars – sondern alltäglicher Alltag. Und der verläuft bekanntlich selten so dramatisch wie der Sport. Zumal die Institutionen einer Gesellschaft ihren eigenen Regeln folgen, von der Politik bis zu den Mühlen der Justiz.

Um bei dem Beispiel zu bleiben: Mittlerweile werden selbst Live-Schaltungen zu einem gewöhnlichen Strafprozess inszeniert, als würde das Jüngste Gericht tagen – als stünde die entscheidende Wendung stets grade bevor und als stünde die Uhr, wie eine Atomkriegs-

oder eben Stadionuhr, stets auf 5 vor 12. Prozesse jedoch brauchen Zeit, Prozesse jeglicher Art. Nicht nur bei Kafka können sie für Ausenstehende unüberschaubar und undurchschaubar werden. Und das ist das Problem für einen 24-Stunden-Medienbetrieb, in dem «langwierig» dasselbe meint wie «langweilig». So werden die Spalten und Sendungen bei Bedarf statt mit Nachrichten mit «News» gefüllt, mit kunterbunten Kuriosa und Exotika; wie etwa auf CNN, als nach Wochen der Spekulationen um den Verbleib des Malaysia-Airlines-Flugzeugs der Moderator sogar zu mutmassen begann, ob es von einem Schwarzen Loch verschluckt worden sei ... Ebenso an Kriegsschauplätzen (ein verräterisches Wort): Rund um die Uhr, rund um die Welt wurde berichtet über den «Fall von Kobane»; genauer vor dem Fall und währenddessen; danach, kaum war der Abpuff verhallt und die Luft raus aus der «Geschichte», war die Karawane

mit ihren Kameras bereits weitergezogen – und sie verpasste, wie die Stadt zurückerobert wurde ... Man stelle sich vor, die Belagerung von Stalingrad im Zweiten Weltkrieg wäre live übertragen worden. 900 Tage? Die Kameraleute hätten nach 9 aufgegeben.

Was kriegen wir demnach zu sehen, wenn Medien versuchen, die gelebte Wirklichkeit in 90 Sekunden, 5 Sätzen oder 2 Durchgängen zwischen Werbepausen abzubilden? Lauter aus dem Zusammenhang gerissene Momentaufnahmen – der Hintergrund unscharf –, in deren Mittelpunkt scheinwerferbestrahlt die Starspieler und ihre Gegenspieler stehen, während die näheren Umstände schon im Dunkeln verschwinden ... beispielsweise dass sie Teil von Interessengruppen sind und ihre Handlungsspielräume begrenzt – dass kein US-Präsident ohne das Parlament Guantanamo schliessen könnte. Dennoch wird er von vielen, bewusst oder unbewusst, dafür

verantwortlich gemacht. Weil der Mensch nebst dem Vor- und dem Nachspiel gern auch die Verantwortlichkeiten ausblendet, sobald sie kein eindeutiges Gesicht haben. Und das wird ausgenutzt durch die Demagogen und Vandalen und Obstruktionisten, durch diejenigen, die ständig von «Schicksalsentscheidungen» schwafeln und, egal, wie es kommt, die Schuld dem Andern in die Schuhe schieben. Sodass unterdessen, um die trägen Massen zu mobilisieren, permanenter Empörungswahlkampf herrscht, von den USA bis nach China, von Rio bis nach Marignano. Für eine Demokratie brandgefährlich. Denn es ist eine falsche Wahl, vor die die Bürgerinnen und Bürger gestellt werden.

Denken wir an die wichtigsten, die weltbewegenden Herausforderungen des 21. Jahrhunderts: Klimawandel und demografischer Wandel, Globalisierung und Digitalisierung, soziale Ungleichheit und Krankheit, Religion

und Migration – Entweder-oder-Lösungen gibt es dafür nicht. Nötig wird ein Sowohl-als-auch, ein Mehr-oder-weniger, ein Wir-mit-euch. Und deshalb ist es an ... nein, nicht «den Medien», die Medien sind längst wir ... es ist an jeder und jedem, statt zuzusehen einzusehen: Das Leben ist keine Sportveranstaltung oder Spielbank, es ist kein Nullsummenspiel. Sonst würden wir schliesslich alle verlieren.

Da muss man doch etwas tun!

Weshalb der Ruf nach «Führung» (bzw. «Leadership») lauter wird

Von «C'est la guerre» über «Make love, not war» bis zu «Wir sind die 99 Prozent» gibt es Redewendungen, die unverkennbar Stimme und Stimmung einer ganzen Nation oder Generation ausdrücken. (Wobei sich die Jungen selbstredend stets von Neuem den Vorwurf der «Null Bock»-Generation anhören müssen – weil: Wo kämen wir hin ohne plumpe Verallgemeinerungen.) Für unsre Sozialmediengesellschaft der 2010er Jahre, sehr geehrte Damen und Herren der Jury, möchte ich eine Wendung zur Wahl nominieren, die in allen erdenklichen Zusammenhängen, zwischen den Zeilen manchmal, aber immer lauter und deutlicher zu lesen/hören/nutzen ist, auf Facebook ebenso wie face-to-face ... Nein, nicht

«I like», im Gegenteil. Eher «I follow» ... Ich nominiere: «*Da muss man doch etwas tun!*» Und zwar mit Ausrufezeichen, mindestens einem.

Denn egal, ob es sich um eine Flüchtlingskrise handelt oder eine Finanzkrise, um Unwetterkatastrophen oder Schönwetterkapitäne, die Ski-Nati oder den Neonazi nebenan, Sexmobs oder subventionierte Kunstflops, Terror oder einen pädophilen Pastor – egal auch, ob man eine Ahnung von der Sache hat oder nicht, eine Meinung hat man in jedem Fall, Hände verwerfend (wg. der armen Leidtragenden) oder Fäuste schwenkend (wg. der erbärmlichen Schuldtragenden), und sie lautet: «Lange genug tatenlos zugeschaut, *da muss man doch etwas tun!!*» Und ausserdem da und da und ... Doch den Schlagzeilen, Schreckensfotos und -videos nach zu urteilen, die ringsum nonstop aufpoppen, kommen Polizei, Feuerwehr, Sanität und Militär jetzt schon kaum mehr nach. An allen Ecken und Enden

scheint es zu bröckeln, zu brodeln, zu rumoren, als würde die Welt augenblicklich, mit der nächsten Erschütterung vielleicht, aus den Fugen geraten ... Ja, so werden Vorurteile bestärkt. Schwer zu glauben nämlich, dass sich in Tat und Wahrheit etliches zum Besseren wendet auf unserm Planeten: durch sinkende Armut, steigende Lebenserwartung, sich verbreitende Demokratie – langfristig allerdings, auf lange Sicht. Die Medienmaschinerie beziehungsweise der Mensch als Teil davon ist hingegen kurz getaktet. Kurzfristig denken; kurzsichtig handeln; kurzatmig Dampf ablassen. Über die «miesigen Schnee- verhältnisse» zum Beispiel erhitzen wir uns, der Klimawandel indes lässt uns kalt. Und selbst wenn wir wie anno 1860 bloss einmal im Jahr, im Zirkus neben der Schlangenfrau und dem Feuerschlucker, mit eignen Augen Mitmenschen anderer Hautfarbe zu sehen kriegen, sehen wir schwarz angesichts der

«überhandnehmenden Zuwanderung».

Staut's sich nicht bereits an den Grenzen? Es sind eben nicht die Ursachen, sondern die sicht- und spürbaren Wirkungen, die uns bewegen – und seien sie nur medial vermittelt. Sodass Wutbürger und Gutbürger, Frustwählerinnen und Bewusstwählerinnen, Kolumnisten und Aktivisten sich inzwischen Seite an Seite wiederfinden in ihrer Empörung, unisono con brio: «*Da muss man doch etwas tun!!!*»

Tunlichst, dringlichst also *muss man da etwas*... Irgendetwas. Was genau zu tun ist? Ist unwichtig. Hauptsache, etwas Handfestes; etwas, das die Welt spüren lässt, dass nun auf den Tisch gehauen, zugepackt und durchgegriffen wird; etwas, das allen zeigt, wer hier der Herr und Meister ist: «Bomben drauf!» etwa. «Mauern hoch!!» Oder, immer passend: «Hinter Gitter mit ihnen!!!» Unschuldig soll niemand zu Schaden kommen, versteht sich, noch weniger aber soll jemand ungestraft da-

vonkommen. Ob Kriegsgräuel, Abzocker- oder Schmarotzertum, *da muss man*– ... Man? Da ist wohl gemerkt das zweite Fragezeichen zu setzen. Denn man (d. h. Sie, sie und ich), man tut tatsächlich meist nicht mehr als: jammern, zetern, allenfalls beten und bestenfalls einen Batzen spenden. Während man mit «man» eigentlich einen andern meint, der dieses *Etwas für einen tut*. Einen Mann in der Regel – «grosse Männer» bestimmen ja angeblich die Geschichte –, der hinsteht und weiss, wo's langgeht; und der die Verlorenen und Verängstigten unbeirrt in die strahlende Zukunft führt. Deshalb sind in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft wieder zunehmend Führerpersönlichkeiten gefordert. Pardon: Führungspersönlichkeiten. Ist bekanntlich heikel mit den Begrifflichkeiten.

Dabei lösen sie nach wie vor weithin positive Assoziationen aus, die Führer. Denken wir an die Bergführer, die Spielführer, die Verführe-

rinnen (oft die einzige Führungsrolle, die den Frauen gerne zugestanden wird) – und wer will schon einen führerlosen Zug ... Nachdem jedoch das 20. Jahrhundert vor Augen geführt hat, dass verblendete Menschen gar in die Katastrophe folgen, ist politisch korrekterweise die Rede von «Leadern», die eine Nation oder Organisation braucht. «Leadership», starke Leadership werde es schon richten, heisst es dann jeweils. Vorausgesetzt, die Stärke beruht auf breitbeinig – und entsprechend medienwirksam – polterndem Potenzgehabe, dank Raucherinnenstimme falls nötig. So ist der Aufstieg all der «Leaderfiguren» weltweit, die mit eiserner Hand zu regieren versprechen, von Le Pen über Orbán bis Trump, heute wie damals kein Zufall; selbst zu Putin wird schmachmend aufgeschaut, obwohl er nebenbei das Land runterwirtschaftet – weil es ihnen gelingt, in diesen «Zeiten immer grösserer Unsicherheit», voller unbegreif-

licher Zusammenhänge und moralischer Grauzonen, Orientierung zu bieten. Indem sie die ganze diffus-konfuse «*Da muss man doch etwas tun!!!*»-Energie der Bevölkerung aufnehmen und, durchs Visier einer Schwarz-Weiss-Ideologie gebündelt, gegen das Fremde richten, das ringsum einzubrechen droht, weisen sie den Weg. Und führen geradewegs (wie stark!) geharnischt (wie heldenhaft!) und wild entschlossen (wie männlich!) – zurück ins Mittelalter ... Pech, dass der Fortschritt der Zivilisation im 21. Jahrhundert gerade auch «weibisch verweichlichte» Qualitäten erfordern würde, wie Kompromissfähigkeit oder Demut oder Geduld –

Die Ihre möchte ich jetzt nicht über Gebühr strapazieren, sehr geehrte Jurorinnen und Juroren, aber ... Langer Rede kurzer Sinn: «*Da muss man doch etwas tun!*» spricht Bände über uns und unsere Zeit – die interaktive Medien-echtzeit. Je mächtiger das Gefühl der Ohn-

macht, desto heftiger unser Aktivismus und umgekehrt. Und desto wichtiger wäre es, Unsicherheit ertragen zu können ... Der Jammer mit der Welt allerdings ist, dass die Dummen sich ihrer Sache immer so sicher und die Gescheiten so voller Zweifel sind. Drum zugegeben. Durchaus möglich, dass rückblickend eine andere Redewendung noch treffender erscheinen wird: «*Denn sie wissen nicht, was sie tun.*»

Seien wir ehrlich

Ausländerfeindlichkeit, Europafeindlichkeit, Islamfeindlichkeit ... Über die Voraussetzung für echten Fortschritt

Jetzt seien wir mal ehrlich.

Du kennst das sicher, das Gefühl. Wie ein hundskommuner Juckreiz fängts an, dass du glaubst: Mückenstich. Auch wenns natürlich auch im Winter vorkommt. Und am Anfang ignorierst du einfach, bis du irgendwann – so fühlts sich an – nicht mehr anders kannst. Du musst kratzen. Immer fester kratzen. Obwohl ja jedes Kind weiss, dass es sich dann gern entzündet.

Am lieben Geld zum Beispiel. Wenn du merkst, dass ein paar wenige sich das meiste davon untern Nagel reissen und die meisten sich für viel weniger den Hintern aufreissen.

Oder überhaupt im Geschäft. Wenn du merkst, dass du in den Sitzungen – Meetings – nicht mehr reden kannst, wie dir der Schnabel gewachsen ist, weil: Hochdeutsch und Englisch und PowerPoint. Oder spätestens nach Feierabend in der S-Bahn. Wenn du merkst, dass du ohne Kinderwagen oder Rollstuhl keinen Sitz-, ja nicht mal einen Stehplatz hast ... Da gibts also diese Momente, wo plötzlich: Da langts. Fertig. Aus. Da platzt – Grind hochrot – der Kragen, und man will zum nächstbesten Mittel greifen, damits nur endlich aufhört! Und da, genau da fühl auch ich mich manchmal, ehrlich gesagt, ein klein bisschen ... wie soll ich sagen? Fremdenfeindlich.

Schau mich bitte nicht so an. Ich weiss! Was meinst, wies dann ist, in den Spiegel zu schaun ... Trotzdem. Seien wir doch zuallererst ehrlich mit uns selber. Die Angst, dass uns was weggenommen wird – das Land, der Partner oder der Fensterplatz –, diese primiti-

ve Angst sitzt tief drin in uns, seit eh und je, da brauchts keine Modewörter wie «Dichtestress». Weil was uns stresst, das ist immer wieder das Fremde, das «Andere». Und das Andere ist immer irgendwie ansteckend. Dem Anderen seine Ideen sind ansteckend. Dem Anderen sein Blut ... Asylanten. Sozialisten. Islamisten. «Ebola? – Bei denen da unten vielleicht, aber todsicher nicht hier bei uns!» ... Und man wäscht die Hände in Unschuld. Ach Quatsch «Unschuld»! Unwissenheit ists. Unwissenheit über Klassen, Rassen und Religionen. Uns Menschen eben.

Ich mein, ringsum schreien jetzt alle: Diese IS-Gotteskrieger, wie barbarisch, wie bestialisch, wie mittelalterlich unmenschlich ... Und verdammt, das sind sie! Aber find auch nur eine oder einen Einzigen bei uns, der zugibt, wie mittelalterlich die eigne Religion noch ist ... Der Mensch ist schon komisch, gell. Weil wenn der Mensch nicht mit dem Wissen leben

kann, dass er einmal – also ein für alle Mal – stirbt, tja dann glaubt er die grössten Ammenmärchen, «Schneewittchen» ist nichts dagegen. Der Glaube gibt ihm halt weiss Gott mehr Hoffnung als die Wissenschaft. Und ausserdem den Trost, dass er was ganz Besonderes ist. So was wie die «Krone der Schöpfung». Dass ich nicht lache, ha! – Hä?

«Krone» meinetwegen ... aber ehrlich: Da muss uns doch kein Zacken rausfallen, wenn wir die gleichen Verwandten haben wie die Affen im Zoo. Hat das nicht schon von den alten Griechen einer gesagt? dass wir Tiere sind? Gut, Gesellschaftstiere. Die inzwischen sogar gelernt haben, Hosenladen und BH zuzumachen. Bloss. Schau, wie wir heut noch reagieren, sobald diese Angst hochkommt: Entweder schliessen wir mit unserm Herdeninstinkt die Andern aus – schwarze Schafe! –, oder wir schliessen uns irgendeinem Rattenfänger an – schnurstracks zurück ins Loch.

Und warts ab. Diese Angst kommt immer öfters, jetzt, wo wir ständig bombardiert werden von Schlagzeilen, dass du glaubst: «Apocalypse Now»! Drum ists höchste Zeit. Stehen wir zu unsren niederen Instinkten, sag ich. Sonst wirts kaum je was mit echtem, aufrechtem Fortschritt. Weil ob angeboren oder angelehrt – entlernen tust du so ein Verhalten nicht so schnell. Vor allem nicht in Gesellschaften, wo das «Wir hier / die da»-Denken mindestens zum Teil total normal ist. Denk an den Sport, den Nationalfeiertag oder die letzte Abstimmung über eine Gemeindefusion.

Jetzt. Versteh mich recht. Darwin, Evolution und so – das soll nicht etwa heissen: Biologie gleich Ideologie. Verstehst? Sondern du musst dir das vorstellen wie bei den Weiblein und den Männlein und dem Paarungsverhalten. Also beim Sex ... Keine falsche Scham! Schon dazumal bei den Steinzeitmenschen ists abgegangen. Auf der einen Seite ER: grösser und

stärker als sie, wie so oft im Tierreich, weil er ja kämpfen muss um sie, den schönsten Steingarten und das saftigste Mammusteak. Auf der andern Seite SIE: wählerischer bei der Partnerwahl als er, wie so oft im Tierreich, weils Säugen blödsinnig viel kostspieliger ist als der Samen ... Und schau heute, 40'000 Jahre später. Zwar ist mann mit zwei n in der Regel nach wie vor grösser und stärker – gleichzeitig wird frau hie und da langsam als ebenbürtig im Erwerbs- und Familienleben angesehen.

Was ich sagen will: So ähnlich ists mit unsrer Abwehrreaktion gegenüber dem Andersartig-Fremden. Früher, im Busch oder Hindukusch, da hat sie uns geholfen zu überleben. Aber heutzutags, in dieser dicht besetzten, vernetzten Welt, erweist sie sich je länger, je mehr als hinderliches Überbleibsel aus der Steinzeit. Hinderlich und gefährlich. Und drum tut Aufklärung not – nicht nur in Sexualkunde,

mein ich. Wir haben nämlich nicht nochmals 40'000 Jährchen Zeit. Und auch kein Jenseits in Aussicht. Es gilt hier und jetzt. Hier und jetzt müssen wir aufhören, uns was vorzumachen. Hier und jetzt müssen wir lernen, mit dem Tier in uns umzugehen – egal, ob Schaf, Ratte oder Affe, der ja nichts sehen, hören, sagen will. Tatsächlich sollte mans überall, stündlich zum Glockenschlag, von den Dächern brüllen: Moral ist nie gottgegeben und in Stein gemeisselt! Moral ist nie gottgegeben und in Stein gemeisselt! Nein! Was richtig und was falsch ist im Zusammenleben von uns Menschen, geht uns von klein auf in Fleisch und Blut über. Und meistens ists nur ein unbestimmtes Gefühl, ein Bauchgefühl. Wie ein Juckreiz vielleicht. Und das kann sich im Lauf der Menschheitsgeschichte verändern ... Wem unter uns wird nicht ganz anders bei den Bildern von Hinrichtungen, Hassdemos oder der

Hatz auf Schwule? Dabei sind die auch in unsren Breiten mal mehrheitsfähig gewesen!

Das, Kollega, ist Zivilisation. Und nicht, dass wir statt mit den Händen mit Besteck essen, mit Drohnen töten und faulen Worthülsen reden.

Seien wir endlich ehrlich miteinander.

Die Verschwörung der Idioten

Und wie man sich zur Wehr setzen kann

Amerika ist einmal mehr dabei, die Welt zu erobern – nicht militärisch oder kulturell diesmal, sondern intellektuell. Also antiintellektuell. Denn zuweilen geschieht er hinterwärts, immer öfter aber frontal: der Angriff auf den gesunden Menschenverstand. Und zusehends dehnt sich der Machtraum weiter aus von ...

«Idiot America» hat es der US-Reporterveteran Charlie Pierce genannt, mit gewohntem Scharfsinn und ebenso scharfer Zunge. Tatsächlich hat er in seinem gleichnamigen Buch schon vor Jahren die Voraussetzungen für diese vermeintlich typisch amerikanische Idiotisierung beschrieben:

1. Jede Theorie gilt, solange sie Bücher verkauft, Quoten einführt oder sonst welche Güter umsetzt.

2. Alles und jedes kann wahr sein, wenn es jemand laut genug sagt.

3. Fakt ist, was genug Leute glauben. Und Wahrheit bemisst sich daran, wie inbrünstig sie es glauben.

Zum Schrecken der einen und zur Freude der andern zeigt sich nun allerdings, dass in einer digitalisiert-globalisierten Welt diese Voraussetzungen überall gegeben sind. Hier wie da wird (1.) dem hinterstletzten Bullshitter eine Plattform geboten – und stinkt die Sache noch so faul –, bis hin zum Bullen, der anonym abstruse Verbrecherstaatstheorien breittreten darf. Hier wie da wird (2.) auf den rücksichtslosesten Schreihals gehört, als wäre Lautstärke ein Ausdruck von Stärke, mit der sich endlich einer die Wahrheit zu sagen traut – über die

fremden Herren Richter etwa. Und hier wie da werden (3.) gar Fakten zu einer Glaubensfrage, wenn ein Offizieller in einem Interview beiläufig bemerken kann, dass, äh, er den Initiativtext zu dieser nie dagewesenen Verschärfung des Strafrechts nicht gelesen habe – aber: 's ist nichts Extremes, glauben Sie mir ... Und etliche glauben's.

Jetzt könnte man sich mit grossen Worten darüber auslassen, dass der Journalismus eben auch nicht mehr das ist, was er mal war. Wie wahr. (Wobei ich überzeugt bin, dass Medienschaffende weniger unter einem Qualitäts- denn einem Produktivitätsproblem leiden.) Doch all das würde zu kurz greifen und uns allzu glatt aus der Verantwortung als Mediennutzende entlassen. Fakt ist: Schon zu Zeiten des Spanisch-Amerikanischen Kriegs haben vornehmlich Klatsch, Tratsch und Katastrophen interessiert. Ja seit eh und je sucht der Mensch in den Medien Zerstreuung –

und, speziell bei kontroversen Themen, Bestätigung. Und was nicht in unsre stiere Welt-sicht passt, ignorieren oder diskreditieren wir. Daher die wütenden Parolen immer wieder über die – je nachdem – «linkstreue» oder «rechtslastige» «Lügenpresse» (die meist einfach nur opportunistisch ist). Verändert hat sich in den letzten eineinhalb Jahrhunderten allerdings, wie tiefgehend die Medien, und besonders die sozialen Medien, die Sicht auf die Welt prägen, praktisch von Geburt an. Für manche haben sie bereits die Sozialisierung übernommen, anstelle der Milieus aus Elternhaus, Schule, Kirche und Vereinen, in denen man früher unentrinnbar aufwuchs. Ob Dating, Gaming oder Dschihad-Training: Gleichgesinnte finden sich mehr und mehr online; online finden sie auch mehr und mehr zu Glaubensgemeinschaften jeglicher Art zusammen, mit ihrer je eignen «Wahrheit». Und je leichter es ihnen fällt, sich on- wie offline

gemeinsam von den «Andersgläubigen» abzusondern, desto mehr werden aus diesen eingeschworenen geradezu verschworene Gemeinschaften. Die die «wahren» Verschwörungen stets anderswo vermuten – nicht zuletzt in lästigen Zahlen und Fakten. Die Erde soll rund sein? sich erwärmen?! unsertwegen zugrunde gehen!?! Wer's glaubt ... Genau. Bloss hat's halt nichts mit Glauben zu tun, sondern mit Wissen.

Und darin liegt letztlich die Idiotie. Ein Wort übrigens, das ich hier nicht als despektierliches Kraftwort verwende. (Wenigstens nicht nur.) Im alten demokratischen Athen war die Idiotie nämlich der «natürliche Zustand der Unwissenheit»:

Ein Idiot [...] war jemand, der sich durch Ichbezogenheit auszeichnete und sich fast ausschliesslich mit privaten – im Gegensatz zu öffentlichen – Angelegenheiten be-

fasste [...] Idioten wurden geboren, Bürger geformt. Durch Bildung.

Bildung gilt inzwischen als Menschenrecht, und die Wissenschaft schafft immenses Wissen. Und dennoch ist es nach wie vor möglich, von diesem Wissen unberührt zu bleiben – erst recht, wenn man glaubt, schon alles zu wissen. Und wenn man sich dann ausserdem von früh bis spät angenehm bespielen, beschallen und beschwatzen lässt ... dann bildet sich ringsum förmlich eine Blase, eine New-Economy- oder Fox-News-Blase zum Beispiel. Wohlig warm und sicher ist es da drin, gemeinsam mit den Gleichgläubigen. Idiotensicher sozusagen. Denn kein noch so spitzfindiges Argument wird die Blase zum Platzen bringen. Die, die den Einfluss und das Geld haben, um die Massen einzuseifen, wissen das. Wissen ist Macht. Der Glaube aber macht selig.

Deshalb machen wir uns selber gern zu nützlichen Idioten, die unwissentlich mithelfen, (Aber-)Glauben zu verbreiten ... jedes Mal, wenn wir angebliche Skandalgeschichten aufgeregt teilen und bei der Richtigstellung gähnen; jedes Mal, wenn wir eine Pseudowissenschaft wie die Astrologie behandeln, als handle es sich um Astronomie; und jedes Mal, wenn wir einem lautstarken «Mann aus dem Volk»¹ eher glauben als den schüchtern stammelnden Experten. Glauben heisst: etwas ohne handfesten Beweis für wahr halten. Gut, was ist wahrscheinlicher? ein Leben nach dem Tod oder der Osterhase? das Paradies als Belohnung oder das Christkind ...? Kinder, die nicht wahrhaben wollen, woher die Geschenke wirklich kommen, werden ab einem gewis-

¹ «Frauen aus dem Volk» gibt es ebenfalls. Doch wird ihre Lautstärke schnell einmal nicht mehr als Stärke, sondern als «schrille» Schwäche wahrgenommen – zumindest von (männlichen) Journalisten. Und die geben ihre Mikro- und Megafone dann nur noch widerwillig aus der Hand. Einer Marine Le Pen kommt ihre Raucherinnenstimme daher sehr zupass.

sen Alter ausgelacht. Erwachsene hingegen, die wider besseres Wissen an ihrem Glauben festhalten, wollen ernst genommen werden. Ja, heute wird einem klipp und klar zu verstehen gegeben: Der Glaube – jeder Glaube (soll zuerst irgendjemand mal das Gegenteil beweisen!) – ist nicht nur zu tolerieren, er ist zu respektieren, selbst wenn er Menschen in den Kerker oder den Tod treibt. Was schliesslich so weit geht, dass man niemandem zu nahe treten darf, schon gar keinem Zentralrats- oder Staatspräsidenten. Und obwohl man aus Erfahrung weiss: Extremisten kann man nie weit genug entgegenkommen, wird diese Haltung nun tatsächlich oft als «freiheitlich» dargestellt, als «demokratisch» und «aufgeklärt». Aus Idiotie wird Ideologie. Kant würde sich im Grab umdrehen, wenn er könnte.

Höchste Zeit, an die elementaren Grundsätze der Aufklärung zu erinnern. «Habe Mut, dich

deines eigenen Verstandes zu bedienen», forderte der Vordenker, und zwar zum Zweck, konsequent das als gegeben Geltende in Frage zu stellen und vorgebliche Autoritäten in Zweifel zu ziehen. Den General, der sagt: «Keine Widerrede – lade!» Den Steuereintreiber, der sagt: «Keine Widerrede – zahle!» Den Priester, der sagt: «Keine Widerrede – glaube!» Auf diese Weise ist es den Aufklärern gelungen, Mächtigen ihre Masken zu entreissen und Mythen zu zerstören. Und tatsächlich ändert sich nichts, keine Person und keine Institution, ohne Druck von aussen. Wer setzt heutzutage diesen Druck auf, setzt sich zur Wehr? Wohl kaum die regressive Linke, die an den Grenzen ein Willkommensschild aufhängen möchte und sagt: «Keine Widerrede – respektiere!» Aber bestimmt auch nicht die aggressive Rechte, die dem Fremden die Schuld an allem Übel anhängt und sagt: «Keine Widerrede – folge!»

Umso wachsamer müssen wir unserer Meinungsäußerungsfreiheit Sorge tragen (die ohnehin, wie die Redefreiheit in den USA, noch weiter reichen und lediglich bei hetzerischen Äußerungen eingeschränkt werden sollte). Denn die freie Rede ist für eine wahrlich demokratische Gesellschaft unabdingbar: um Gedanken eine Gestalt zu geben, sie zu formen und unter den Widersprüchen zu härten – um das harte Fakt vom Faktoid und vom Fake zu trennen und daraus zu lernen. Nichts gelernt haben leider jene, die aus falschem Respekt wieder Zensur rechtfertigen. Eigentlich wünschen sie sich sogar die vorsintflutlichen Schleusenwärter in den Redaktionen und Behörden zurück, die den Informationsfluss steuerten. Jetzt, wo die Schleusen aufgebrochen sind und die Information digital über sämtliche Kanäle in sämtliche Richtungen flutet – wo ist da die Kontrolle? Moderne Machiavellisten mit ihren Armeen von Kreml-

Trollen wissen indes längst, dass unter diesen Umständen nicht mehr die Zensur den Machterhalt sichert und auch nicht die Geheimhaltung, sondern die gezielte Desinformation ... sich fortlaufend, kaum wahrnehmbar, vermischend mit Information und Infotainment.

Weil schaut euch um: Amerika, «Idiot America», kommt bereits allenthalben zum Vorschein. Mit seinem Showbusiness um jeden Preis, seinem Hang zu Supermännern und zur Sektiererei ... Das Einzige, was dem entgegenzuhalten ist, die einzige Hoffnung ist eine beinahe vergessene aufklärerische Tugend – und zugleich ein europäischer Gegenbegriff zur Idiotie, der im Laufe der Geschichte immer wieder anders lautete («logos», «ratio», «raison»), stets aber das bezeichnete, was den Menschen zu Besserem und Höherem befähigen würde. Die Vernunft.

Der Schwarze Mann im Weissen Haus

Barack Obama und mein amerikanischer Traum

Until the moment comes when we, the Americans, are able to accept the fact that my ancestors are both black and white, that on that continent we are trying to forge a new identity, that we need each other, that I am not a ward of America, I am not an object of missionary charity, I am one of the people who built the country – until this moment comes there is scarcely any hope for the American dream.

James Baldwin, «The American Dream and the American Negro», 1965

Für uns Wohlstandsverwöhnten ist es leicht, den tagtäglichen Politbetrieb mit seinem Hin und Her, Zögern und Zaudern, Gezerre und Gezeter zu verachten. Ob wir uns angewidert

abwenden oder selbstzufrieden zurücklehnen, um aus sicherer Entfernung Besserwisserisches einzuwerfen (und gelegentlich, bei «Schicksalsentscheiden», vielleicht mal einen Stimmzettel): Zynismus heisst diese Lebenshaltung, die sich auf Neoliberalismus oder Katholizismus reimt. Denn es ist ach so leicht, zynisch zu sein, besonders in einer Demokratie. Das Leichteste überhaupt. Alles andere ist nämlich mit Hoffen und Bangen verbunden – und mit Arbeit, harter Knochenarbeit. Vergessen? Ein demokratisches Gemeinwesen gedeiht bloss, solange die Menschen nicht nur Teil sind, sondern auch teilnehmen.

Dieses Wesen der Demokratie, mit seinen verheissungsvollen Sonnen-, aber auch seinen Schattenseiten, hat zu meinen Lebzeiten kein Politiker denkwürdiger vor Augen geführt als Barack Obama. Zunächst freilich rieb man sich die Augen. Ja man musste schon zutiefst zynisch sein, dass man nicht zu hoffen wagte,

dass man ihn nicht als Hoffnungsträger schlechthin sah, als er entgegen allen Erwartungen zum 44. Präsidenten der USA gewählt wurde. «We have never been just a collection of individuals or collection of red states and blue states», verkündete er. «We are, and always will be, the United States of America.» Und zum ersten Mal seit meiner Kindheit hatte ich wieder das Gefühl, Amerika könnte womöglich doch das Land der unbegrenzten Möglichkeiten sein. Das Land der Karl-May-Romane, der John-Ford-Filme und des Rock 'n' Roll. Das Land, das den Wilden Westen zähmte, Heimatlosen eine Perspektive bot und sogar den Mond eroberte. Das Land, in das ich dereinst auswandern würde, das Land, von dem ich immer geträumt hatte ... Kindlich naiv diese Vorstellungen, natürlich. Wie Träume eben sind. Und Ideale.

Und die hatte offensichtlich auch dieser Mann mit dem 2000-Watt-Lachen und der

Coolness einer Chicago Jungle Cat. Denn warum sonst sollte er sich das antun? Er schien weder von Machthunger noch Geltungssucht getrieben, sein Liebes- und Familienglück keine Show. Und obschon der Zyniker in mir hartnäckig einflüsterte, «Er ist zu intelligent, um wirklich dran zu glauben»: Immer klarer zeigte sich, dass der frühere Community Organizer und Professor für Verfassungsrecht – über das Chaos und die Krisen des Moments weit hinaus – fest die Ideale der Gründerväter im Blick behielt. Eine Regierung vom Volk, durch das Volk, für das Volk, «in order to form a more perfect union». Daran sollte sich der «change», der Wandel, orientieren. An diesen Idealen, die nun einmal keineswegs mit Illusionen zu verwechseln sind. Daher stimmte er nach seiner Wahl das Leitmotiv des «yes we can» nicht mehr überschwänglich an wie noch während des Wahlkampfes, sondern bewusst besinnlich. Er wusste, dass der

Individualismus Amerikas heute wie damals in Extremismus und die Selbständigkeit in Selbstgerechtigkeit umschlagen können. Er wusste, dass die Arbeit erst begonnen hatte.

I believe firmly that we will get to the promised land of collective fulfillment. I still believe that right here in America we will reach the promised land of brotherhood [...] And I believe it because somehow the arc of the moral universe is long but it bends toward justice.

Martin Luther King, Jr., im Temple Israel of Hollywood, 1965

Für viele ist das Weltbild nicht im Entferntesten so schwarz-weiss wie damals, allerdings auch nicht so einfach und eindeutig. Als Sohn eines schwarzen Vaters und einer weissen Mutter wird er denn von Weissen wie von Schwarzen misstrauisch beäugt: Die einen

fürchten, er sei (väterlicherseits) radikalisiert, die andern, er sei (mütterlicherseits) assimiliert worden. Und dann dieser Name, Barack HUSSEIN Obama – «damit wird kein echter Amerikaner geboren» ... Anfangs flammte es bloss hier und da in spontanen Reaktionen auf, etwa als er in einer Debatte von seinem Gegenüber mit «that one» titulierte wird, als ob ein Dienstbote den falschen Mercedes vorgefahren hätte. Doch ist das explosive Gemisch aus Angst, Hass und Irrglaube von amerikanischen Volksverhetzern immer wieder geschickt missbraucht worden, von McCarthy über Nixon bis zu Trump. Und mit der Präsidentschaft von BHO ist hervorgebrochen, was sich über ein halbes Jahrhundert angestaut hatte. Vor allem im weiten, nach wie vor wilden Hinterland zwischen den Küsten, wo in den Schulen gern eine Waffe getragen und in den Gärten eine Konföderiertenflagge gehisst wird: «Den Neger zu tolerieren ist eines, aber

sich von ihm regieren zu lassen –» So wurde bei nächster Gelegenheit der republikanische Kongress gestärkt mit seinen Wortführern, die feierlich gelobten, diesem Dahergelaufenen nicht die geringsten Zugeständnisse zu machen (selbst wenn es das Wohl der Vereinigten Staaten oder der ganzen internationalen Staatengemeinschaft gefährdete). Die also die wesentlichen Prinzipien einer Demokratie in den Wind schossen – Kompromissbereitschaft, das Akzeptieren von Mehrheitsentscheiden und Niederlagen – und stattdessen über alles den Sieg stellten, die Macht. Und dafür die radikalste Politik der Delegation und Obstruktion seit Abschaffung der Sklaverei verfolgten. Ein Senator durfte nun vor versammelter Gemeinde für den Präsidenten beten, «seiner Lebenstage seien wenige».

Ja, die US-republikanische Partei ist nicht von ungefähr zum Auffangbecken all der «angry white men» verkommen, denen die Welt des

21. Jahrhunderts den Boden unter den Füßen wegzieht. Zynischer noch als die europäischen Rechtsparteien – Wahlspruch: «Nach uns die Sintflut» – kanalisiert sie die fremdenfeindlichen Strömungen im Land so, dass sie wider besseres Wissen die Interessen der Wenigen, der Reichen vorantreiben, insbesondere mit Hilfe des Geldes und der Gerichte. Und mit einem Feindbild, das durch Barack Obama, wie in einem Fiebertraum aus dem toxischen Dunst emporsteigend, nun deutliche Gestalt angenommen hatte. Manche glaubten, einen lächerlich rückgratlosen Schwächling zu erkennen, der sich katzbuckelnd für Amerikas Grösse entschuldigte, während die meisten doch eher einen teuflischen kenianisch-muslimischen Voodoo-Sozialisten am Werk wähten. Tatsächlich aber blickten sie alle samt, ob sie wollten oder nicht, in das Gesicht des neuen, sich wandelnden Amerikas.

A good many of you are probably acquainted with the old proverb, «Speak softly and carry a big stick – you will go far». If a man continually blusters, if he lacks civility, a big stick will not save him from trouble, and neither will speaking softly avail, if back of the softness there does not lie strength, power. In private life there are few beings more obnoxious than the man who is always loudly boasting, and if the boaster is not prepared to back up his words, his position becomes absolutely contemptible. So it is with the nation.

Theodore Roosevelt, an der Minnesota State Fair, 1901

Die weltweite Erleichterung darüber, dass nach dem trottelligen Cowboy George W. wieder ein Ernstzunehmender die Geschicke der letzten Supermacht lenkte, inmitten dieser Wirtschaftskrise zumal, wich alsbald der Ent-

täuschung. Als ihm kurz nach Amtsantritt der Friedensnobelpreis zuerkannt wurde, galt Barack Obama auf dem alten Kontinent schon als hoffnungsloser «overachiever». Und spätestens als er in Kairo mit seiner Grundsatzrede zur Versöhnung zwischen Morgen- und Abendland aufrief – und der Arabische Frühling dennoch nicht erblühte –, ging das Gemurmel über in Gemurre, grade unter den Lehnstuhlintellektuellen: «Worte, nichts als leere Worte. Wo, bitteschön, bleiben die Taten?» – Ja, wo ...? Die Autoren der Website whatthefuckhasobamadonesofar.com zeigten es am pointiertesten, indem sie schlicht und ergreifend seine Amtshandlungen auflisteten. So steht dort zum Beispiel: «Signed financial reform law establishing a Consumer Financial Protection Bureau to look out for the interests of everyday Americans.» Und darunter der Button zum Weiterklicken, Aufschrift: «Big fucking deal. What else?»

Offenbar ist es nötig, wieder und wieder darauf hinzuweisen, dass die Regierung Obama – unter etlichem anderen – die strengsten Reformen des Finanzsektors und die wirksamsten Massnahmen zur Bekämpfung sozialer Ungleichheit seit dem Zweiten Weltkrieg durchgesetzt hat. Nötig ist es, weil sich in diesen acht Jahren zwei Trends zugespitzt haben, die unsere Mediengesellschaft prägen: Polarisierung und Personalisierung. Als erster Social-Media-Präsident wurde Barack Obama von einer Welle der Begeisterung ins Amt getragen – die dann ebenso heftig in die entgegengesetzte Richtung ausschlug, in Enttäuschung und Empörung. Denn zwischen solch emotionalen Polen schwingt die medial verstärkte Aufmerksamkeit. Und dazwischen: Funkstille. Das lässt sich am Verlauf jeder Kontroverse ablesen. Beim Affordable Care Act etwa (aka «Obamacare») tönte es von rechts, das bedeute den Tod des freien Unternehmertums, und

von links, man habe sich den Sonderinteressen dieser Unternehmen verkauft. In Wirklichkeit wurde dadurch, endlich eines Industriestaats würdig, 20 Millionen Menschen der Zugang zum Gesundheitssystem ermöglicht. Oder nehmen wir die Finanzspritze (aka «Economic Stimulus Act»). Von links tönte es, sie sei viel zu klein, und von rechts, sie bringe – yesss, sir – den Tod des freien Unternehmers. In Wirklichkeit wurden dadurch die schlimmsten Schäden einer Great Depression abgewendet und zudem das System erneuerbarer Energien, die Innovation und Infrastruktur stimuliert (was die Republikaner selbstverständlich samt und sonders zu verhindern suchten). Oder anders ausgedrückt: Der dauernde Lärm heutzutage betäubt unser Bewusstsein dafür, was unter den gegebenen Umständen politisch überhaupt möglich ist – und welche Zeit und Mühen es kostet. Nichts gibt es kostenlos in einer Demokratie, auch

wenn uns das immer irgendwelche Populisten weismachen wollen. Politisches Kapital ist mit Bedacht zu investieren. Und was rückblickend wie ein grosser Wurf Knall auf Fall einiger starker Männer und Frauen wirkt, sei's eine AHV oder eine Uno, ist meist als behelfsmässig zusammengebastelter Versuchsballon gestartet. Damit er nicht abstürzt, braucht es das Einvernehmen, am Flickwerk laufend gemeinsam weiterzuarbeiten.

Dasselbe gilt für eine präsidentiale Demokratie: Eigenmächtig bringt ein Präsident kaum etwas zustande. Bei aller Fülle der Macht, sie wird von den verfassungsrechtlich verankerten «checks and balances» gemässigt. Allerdings sind im Alltag wenige Bürgerinnen und Bürger bereit, sich mit derart unfassbar-unpersönlichen Systemen auseinanderzusetzen (angefangen bei «Legislative»/«Judikative»/«Exekutive»). Viel bequemer ist es doch, die Verantwortung abzuschieben.

Und deshalb dichten wir, ewige Kinder, die wir sind, prominenten Personen und deren Funktionen gerne magische Kräfte an. Als könnten sie, im Gegensatz zu uns Normalsterblichen, ihre Aufgaben mit einem Federstrich erledigen oder – um angemessen phallische Metaphern zu gebrauchen – einem Zauberstab, einer Wunderwaffe. Wenn sie nur wollten ... Wen kümmert es schon, dass der Präsident lediglich Gesetze unterschreiben kann, die ihm unterbreitet werden? Oder dass er lediglich kurze Zeit mit einer demokratischen Koalition im Kongress zusammenarbeiten konnte, bevor die militante Opposition gar das Besetzen von Staatsposten in historisch beispiellosem Ausmass blockierte?

Dabei wollte Barack Obama stets Präsident aller Amerikanerinnen und Amerikaner sein, selbst in Augenblicken schallender Demütigung. Wie oft hielt er eher noch die andere Wange hin, statt zurückzuschlagen. So oft,

dass auch ich mir wünschte, er wäre mehr Dirty Harry als Mr. Spock. Bis ich plötzlich, nach Jahren, einsehen sollte: Eben dieses Temperament ist es – kühler Kopf, ruhiges Blut –, was in unsrer medial überreizten, überhitzten Welt not tut. Und nicht nur, weil es die Gegner zur Weissglut treibt. Geradezu unerlässlich ist es, weil tagein, tagaus, den «roten Knopf» in Reichweite, über Leben und Tod entschieden werden muss ...

Ich erinnere mich genau an das Wochenende, an dem, wie später bekannt wurde, der Geheimeinsatz des Sonderkommandos gegen Osama bin Laden anlief und Oberbefehlshaber Obama anlässlich des Washingtoner Korrespondentendiners vor die Kameras trat, um mit gewohnt unfehlbarem Takt und Timing die traditionellen Witze übers Zeitgeschehen zum Besten zu geben. Die über den Terroristenführer hatte er angesichts der aktuellen Entwicklungen vorher gestrichen.

I agree with you, I want to do it, now
make me do it.

*Franklin D. Roosevelt, angeblich zu Arbeiter-
führer Sidney Hillman, 1932*

Idealistisch und realistisch zugleich, das schliesst sich nicht aus. Im Gegenteil. Wer beide Sichtweisen einnehmen kann – das Sein und das Sollen, das Prinzipielle und das Praktische –, ist davor gefeit, als Träumer abzuheben oder zum Zyniker abzusinken. Ist vielmehr geneigt, selbst den erforderlichen Wandel herbeizuführen. Was aber bedeutet «führen» in einer Demokratie? Schliesslich sollte die Macht beim Demos liegen, beim Volk ... Dennoch sehnen sich Nationalisten seit je nach Führerfiguren, die den Massen wie einer Infanterie oder Kavallerie vorauspreschen. Daher ihre Bewunderung für einen Putin, der

sich in testosteronstinkenden Starkmannposen hoch zu Ross abbilden lässt. Und auch die USA, so der Mythos, haben auf diese Weise ihre Unabhängigkeit erkämpft – als unerschrockene Pioniere, die dem Fortschritt den Weg ebneten. Voller Überzeugung, dass es nur einen Weg gibt, «the American way». Wehe denen, die ihnen in die Quere kommen.

Diese Haltung, ständig aufs nächste Duell aus, passte zur Weltordnung des Kalten Krieges – Freund und Feind übersichtlich in zwei Blöcken erstarrt. Paradoxerweise leben wir, trotz der Polarisierung der Debatten, mittlerweile in einer fließend multipolaren Welt. Nationen, Regionen und Religionen verfolgen, je nachdem, ihre ureigensten Interessen, wirtschaftlich, militärisch, machtpolitisch. Kein Weltpolizist kann da Recht und Ordnung schaffen. Und das wissen nicht bloss Terroristen. Deshalb ist es so bedeutsam, dass Barack Obama nach Jahrzehnten wieder einen neuen

Umgang mit Konflikten suchte: indem er den Dialog und die Diplomatie stützte und die Deeskalation nicht mehr als Fremd- oder Schimpfwort schmähte. Und: indem er dem öffentlichen moralischen Druck, dass man da – und da und da – unbedingt etwas tun müsse, standhielt. Häufig genug sind die Truppen, die gleich wieder hätten abgezogen werden sollen, im Sumpf der unbeabsichtigten Folgen stecken geblieben. Drum, erst recht mit der weltgrössten Militärmacht im Rücken: «Don't do stupid shit.»

Was zu tun ist, liegt allerdings selten auf der Hand. Zumindest, wenn der Volkswille im Sinne des Gemeinwillens geschehen soll – des allgemeinen langfristigen Willens der Bürgerinnen und Bürger also, wie er nie in den momentanen Emotionen und Umfragen zum Ausdruck kommt. Voraussetzung dafür ist die charakterliche Stärke der Volksvertreter, die instinktive Schwäche der Volksmassen

nicht auszunutzen. Sie nicht wie Wölfe auf eine Blutspur oder wie Lemminge in den Abgrund zu führen. Sondern sie wie Schafe – die, meist träg und friedlich, kaum bis zum vorderen Hintern sehen – geduldig anzutreiben: Das eine oder andre wird dann und wann voraustrappeln, die Herde irgendwann hinterhertröten und der Hirte zuhinterst immer den Überblick bewahren. So zu beobachten etwa bei den Gesetzen zur Homo-Ehe, nicht jedoch den Waffengesetzen ... noch nicht. «Leading from behind» wird dies seit der Ära Obama in mehr oder minder spöttischem Ton genannt, in Anlehnung an die gleichnamige Managementmethode der Harvard Business School. Dabei schworen, lange bevor die Methode einen Namen hatte, Wegbereiter wie Franklin D. Roosevelt oder Nelson Mandela darauf. Denn die mutigsten Schritte macht eine Gesellschaft, ohne dass sie es merkt.

We are not enemies, but friends. We must not be enemies. Though passion may have strained it must not break our bonds of affection. The mystic chords of memory, stretching from every battlefield and patriot grave to every living heart and hearthstone all over this broad land, will yet swell the chorus of the Union, when again touched, as surely they will be, by the better angels of our nature.

Abraham Lincoln, in seiner Antrittsrede, 1861

Umso bemerkenswerter, dass es Barack Obama gelingt, die Menschen bei aller Enttäuschung ein ums andere Mal zu begeistern, buchstäblich ihre Lebensgeister zu wecken. Er verspricht ihnen nämlich keine Revolution, keineswegs. Er spricht von Reformen und einem durchweg sachlichen Vorgehen. Bei seiner Gesundheitsreform zum Beispiel: «We can bring doctors and patients, workers and

businesses, Democrats and Republicans together, and we can tell the drug and insurance industry that, while they get a seat at the table, they don't get to buy every chair, not this time, not now.» Die Volks- und Interessenvertreter zusammen an einen Tisch zu setzen, um den Gesellschaftsvertrag neu auszuhandeln – wer sonst feiert diesen pragmatisch demokratischen Akt der Kompromissfindung als etwas Nobles? Und das in einer Rede, die selbst Black-Eyed-Peas-Rapper will.i.am als so mitreissend empfand, dass er sie musikalisch verarbeitete.

Tatsächlich sind die Reden dieses Präsidenten, mit ihren einfachen, bildhaften Texten, ihren Stimmen und Stimmungen, Reimen und Refrains, wie melodisch pastorale Americana-Performances, wie weltliche Predigten, sodass eine Trauerrede, als wäre es das Natürlichste auf der Welt, in «Amazing Grace» ausklingt. Was in Erinnerung bleibt, sind weniger ir-

gendwelche kunstvoll gedrechselten Wendungen, die zitiert und wieder zitiert werden. Vielmehr ist es ein Gefühl – das erhebende Gefühl, dass die Dinge besser sein können, als sie es sind, dass *wir* besser sein können, hier und jetzt ... yes we can. Barack Obama spricht direkt zu den «better angels of our nature».

Doch dieses Gefühl vergeht. Und schon warten jene, die taub auf dem Ohr sind oder sich taub stellen: «Verhandlungspartner», die die Fakten leugnen, die Erfahrung ignorieren und sich über die Wissenschaft mokieren, die rücksichtslos – ob Klima-, Steuer- oder Geopolitik – gegen alles vorgehen, wofür die Vernunft steht, in Moskau sowie Warschau, Jerusalem sowie Washington, lauter Männer und Frauen, die vorgeben, «fürs Volk zu sprechen» und es in Tat und Wahrheit verachten, die die Zerstörung als Lösung verkaufen und eine (Br-)Exit-Demokratie vertreten, die sich selbst abschafft – während die «schweigende Mehr-

heit» höchstens auf Facebook ihre Stimme erhebt. Wenn das nicht zynisch ist.

[W]e also believe in something called citizenship – a word at the very heart of our founding, a word at the very essence of our democracy, the idea that this country only works when we accept certain obligations to one another and to future generations [...] As citizens, we understand that America is not about what can be done for us. It's about what can be done by us, together – through the hard and frustrating but necessary work of self-government.

Barack Obama, am Parteitag der Demokraten, 2012

Selbstredend hab auch ich meine Vorbehalte gegenüber der Politik und einem Politiker, der während 8 Jahren oder beinahe 3000 Tagen unzählige Entscheidungen fällen musste, dies

oder das zu tun oder eben nicht zu tun. Im Nachhinein ist man jeweils klüger. Meint man.

Ja, auch ich wünschte mir, er hätte die Kriegsverbrecher der vorherigen Regierung zur Rechenschaft gezogen (wobei: Was wäre in einer derart ausgelösten Verfassungskrise politisch überhaupt noch möglich gewesen?).

Ja, auch ich wünschte mir, er hätte die ferngesteuerte Drohnenkriegsführung nicht zu einem «new normal» gemacht (wobei: Welche realpolitischen Alternativen gibt es konkret?).

Ja, auch ich wünschte mir, er hätte die Diskussion über die Gefahren des Cyberwar offener geführt (wobei: Welche Parteipolitiker sind wirklich dran interessiert?).

Aber enttäuscht ...? – Historiker, die nicht völlig ideologisch verblendet sind, anerkennen sämtlich, dass die USA mit Barack Obama die progressivste Phase ihrer Geschichte seit Lincoln, Roosevelt und Johnson erlebt haben.

Und höchst wahrscheinlich wäre einiges ohne ihn nicht zustande gekommen, das Klimaabkommen von Paris, das Atomabkommen mit Iran ... Als sein grösstes Verdienst sehe ich persönlich noch etwas Grundsätzlicheres. Nämlich dass er, 200 Jahre, nachdem Sklaven das Weisse Haus miterbauten, 150 Jahre, nachdem der Bürgerkrieg die Union mit Blut besiegelte, 100 Jahre, nachdem US-Soldaten das erste Mal für die Freiheit Europas kämpften, und 50 Jahre, nachdem Martin Luther King «I have a dream» sang, dass er nach wie vor unerschütterlich dieses glorreiche amerikanische Ideal hochhielt, wonach jedes Kind, ungeachtet seines Aussehens, seiner Ansichten und Herkunft, die gleichen Chancen für die Zukunft haben sollte.

Wer weiss, was davon bleibt. Denn ein Grossteil nicht der roten oder blauen, sondern der weissen USA – Trump Country – konnte es schliesslich nicht mehr hören: dass ein

wahrlich demokratisches Gemeinwesen jede und jeden umfasst, dich wie mich, und dass wir es in der Hand haben – ausser, wir lassen es uns aus der Hand nehmen. Mit den Rechten sind Pflichten verbunden, daran erinnert Barack Obama gerade auch uns in den schon älteren Demokratien. Hoffentlich, bevor es zu spät ist.

Hilfe, PC-Polizei!

Political Correctness heute oder Warum Minderheiten bald in der Mehrzahl sind

Ob Eltern ihren Kinderchen allen Ernstes beibringen sollten, dass man «Schwedentorte» sagen darf, aber ja nicht «Mohrenkopf», sei dahingestellt. Dies ist schliesslich kein Mama/Papa-Blog. Was hier interessiert, sind sogenannte Zeitgeistdebatten – wie sie durch die «Negerwitze» eines Komikers, die «Schwulensprüche» eines Politikers oder inzwischen gar die «Veganerglosse» eines Historikers zum Vorschein kommen. Da denke ich nämlich jeweils: Goht's no!?! (Zu Deutsch: What the f***!?!) Und ich denke an die sagenhafte Nummer «Sieben Wörter, die du am Fernsehen nie sagen kannst» des Stand-up-Comedian George Carlin: Wieder und wieder sagt er sie – «*shit, piss, fuck, cunt, cocksucker,*

motherfucker, and tits» –, rauf und runter, minutenlang jede Silbe, jeden Buchstaben dieser «four/ten/twelve-letter words» auf der Zunge zergehen lassend – T-I-T-S –, bevor er sie wie einen Molotowcocktail ausspuckt. Man stelle sich die Reaktionen, die Emotionen vor, die eine solche Protestaktion entflammte ... In den USA. Der 1970er Jahre ... Nach einem seiner Auftritte wurde Carlin verhaftet.

Was ich damit sagen will? – Danke, dass Sie fragen. Kurz: Meiner Ansicht nach ist die Political Correctness (PC) längst nicht mehr, was sie mal war.

Political Correctness, die; -- (engl.)

Einstellung, die alle Ausdrucksweisen und Handlungen ablehnt, durch die jemand aufgrund seiner ethnischen Herkunft, seines Geschlechts, seiner Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Schicht, seiner körperlichen oder geistigen Behinderung oder sexuellen Neigung diskriminiert wird.

Das die korrekte Definition gemäss Dr. Duden ... Nun. Nicht, dass ich's selbst erlebt hätt– ehäm ... Im Grunde jedoch entsprang die PC einer – eben politischen! – Forderung nach Gleichbehandlung, erst durch die Bürger-, dann die Frauenrechtsbewegung. Und angesichts der Globalisierungsbewegung forderte man – oder eben frau! – unter den Progressiven das Gleiche für sämtliche Menschen weltweit, weil: «We Are the World». Bis sich mehr und mehr zur Wehr setzten gegen diese «Sprach- und Gedankenpolizei». Nicht mehr nur Konservative.

So drehte sich, schnell und schneller, das Glücksrad der Geschichte – und auch die Bedeutung der PC. Sodass sie heute zur Allzweckwaffe schlechthin geworden ist: zu jener handlichen Moralkeule, die sich nach rechts oder links oder rundum schwingen lässt – je nachdem, ob man sich grad als Teil einer

Minderheit oder Mehrheit bedroht fühlt ...
Wen kümmert da noch irgendein Unterschied.
Im Zeitalter der (a)sozialen Medien kann die
kleinste schreiende Minderheit grössere Auf-
merksamkeit erregen als die grösste schwei-
gende Mehrheit. Und im Kampf um die Auf-
merksamkeit, dieses knappste Gut, gilt das
Recht des Lautstärkeren. Drum: Immer feste
'druff mit der Keule!

Ja, unsre Verwandten, die Neandertaler, wä-
ren stolz auf uns. Von ihnen haben wir ge-
lernt: Um den Lautstärke/Adrenalin/Klick-
Pegel hochzujagen, gibt es nichts Praktische-
res als einen Skandal. Oder ein Skandälchen
wenigstens (völlig ausreichend für die meis-
ten Aufmerksamkeitsspännchen). Und tat-
sächlich kann man praktisch nichts *nicht* zu
einem «öffentlichen Ärgernis» skandalisieren
– politisch inkorrekte Essgewohnheiten? –,
wenn Pro-PCisten sowieso «Freiheit! Gleich-
heit! Geschwisterlichkeit!» und Anti-PCisten

sowieso «Gedankenfreiheit! Meinungsfreiheit! Redefreiheit!» skandieren. Zumal in einer Mediengesellschaft, wo das Private zunehmend öffentlich wird und umgekehrt. Einige Ratlose haben es nur noch nicht mitbekommen ... Jener Bundesrat zum Beispiel, der die Hausfrauen in eine Ecke mit den Haushaltsgeräten stellt; oder jener Grossrat, der nach der Schiesserei in einer Moschee «Zugabe!» ruft ... Ob auf einem Podium oder auf Twitter, egal – 's ist, als würden sie bierselig mit ihren Gesinnungsgenossen am Stammtisch hocken.

Das heisst also, wenn nun beinahe täglich irgendwelche «Enthüllungsgeschichten» einen Aufschrei der Empörung auslösen, zeigt sich endlich die Wahrheit über die PC – die split-terfasernackte Wahrheit, wie sie damals ein George Carlin mit seinen Reizwörtern provozieren wollte: nämlich dass die PC, unterm Deckmäntelchen der Moral, keineswegs den

Fortschritt der Zivilisation verkörpert, die Rassismus, Sexismus und jeden andern Ismus überwindet; sondern bloss unsere Fähigkeit, nicht immer das zu sagen, was wir denken. Auf Neandertalisch: «Schnauze sonst Beule!» Diese antrainierte Fähigkeit wird übrigens auch «Heuchelei» genannt, «Zensur», «Diplomatie» oder – gerade bei Kindern – «Anstand».

Und der Homo sapiens dürfte auch in Zukunft immer wieder mal seinen Anstand vergessen und frisch von der Leber weg über Gott und die Welt sprechen, schwärmen, schimpfen. Obwohl es im Unterschied zu früher – wenn nicht der liebe Gott – vielleicht die ganze Welt zu hören kriegt, und zwar im O-Ton. Deshalb erwarte ich gespannt den Tag, da *meine* Minderheiten Gehör finden. Immerhin gehöre selbst ich als mitteleuropäischer, bald mittelalterlicher Durchschnittsgrossweissheteromann mehreren (wachsenden)

Gruppierungen an, die diskriminiert werden.
Leider nicht sträflich:

1. die **Atheisten** – auf deren Befindlichkeit, Teufel nochmal, trotz Darwin und Nietzsche kaum jemand Rücksicht nimmt, sei's bei Geburten oder Beerdigungen oder sonstigen Unglücksfällen (wie Hochzeiten etc.);

2. die **Nichtverheirateten** – womit all die unverheirateten, aber unzertrennlichen Paare gemeint sind, die für Staat und Steueramt inexistent sind, weil sie schockierend unkonventionell zusammenleben (in zwei Wohnungen etwa);

3. die **Kinderlosen** – was perfid nach «Herzlosen» klingt, denen etwas Lebenswichtiges fehlt, auch wenn sie sich bewusst entschieden haben, mit Ideen schwanger zu gehen (statt mit Einfamilienhaus, Kombi und Hund);

4. die **Nichtfleisshesser** – nein, nicht die Vegetarier, die Fischesser vielmehr, denen im Restaurant jedes Mal das Fleischmenü gebracht wird, das die Frau bestellt hat (samt dem Mineral «mit», das «ohne» ist gefälligst für mich);

5. die **Nicht-** ...

Nicht von ungefähr haben die Andersdenkenden, -fühlenden, -lebenden in einer Gesellschaft zunächst gar keinen rechten Namen.

Deutsch und deutlich gesagt: Fuck – wo bleibt die PC-Polizei, wenn man sie braucht!?!

Moment mal ...

Oder der ständige Versuch, sich zu erinnern, was das eigentlich bedeutet: leben

Gerne würde ich es kurz machen – aber ich kann nicht. Nicht bei diesem Thema, tut mir leid. Denn ich weiss natürlich, dass alles, was länger ist als, sagen wir: 140 Zeichen, viel weniger gelesen wird. Umso mehr freut es mich, dass Sie nach 240 noch dabei sind ... 262, und einige von Ihnen werden vielleicht sogar weiterscrollen. Auch wenn die Statistik zeigt, wie nervös unsre Finger sind – umringt von Bildern und Geräuschen, Hintern und Nippeln, Lesestoff, ja Stoff jeder Art, am Laufmeter produziert. Was Wunder. Ich komme mir beim Schreiben selbst vor wie ein Mönch in seiner Klause, der in einem fort den weltlichen Versuchungen widerstehen muss.

Dem Nur-nochmals-rasch-die-Mails-Checken;

dem Stän-dig-durch-die-neusten-News-Zap-
pen;
dem Einfach-so-mal-jemanden-Anchatten ...
Whatsupp?!?
Und unversehens ist die Aufmerksamkeit
abgelenkt, äh -lenkt.

IN DER REIZFLUT

Da haben wir's [das heisst, diejenigen von uns zumindest, die sich bis zu diesem zweiten Abschnitt des Texts beherrschen konnten!]: das Paradox der Aufmerksamkeit in einer Medien/Konsum/Freizeit- – kurz: Überflussgesellschaft. Einerseits ist die Aufmerksamkeit das seltenste Gut überhaupt, worum allesamt, Freunde und Familie, Unternehmer und Politiker, Kultur- und Medienschaaffende, allezeit streiten; und andererseits verschwenden wir sie, sorglos und meist auch achtlos, indem wir uns immer und immer wieder von Neuem reizen lassen. Empfindsame Gemüter haben

denn seit je vor einer Überreizung gewarnt. Bis hin zum «Stendhal-Syndrom», wie es die Pseudowissenschaft in Anlehnung an den Schriftsteller nannte, der auf seinem Florenz-Besuch 1817 buchstäblich übermannt wurde:

J'étais déjà dans une sorte d'extase, par l'idée d'être à Florence, et le voisinage des grands hommes dont je venais de voir les tombeaux [...] En sortant de Santa Croce, j'avais un battement de cœur, ce qu'on appelle des nerfs à Berlin; la vie était épuisée chez moi, je marchais avec la crainte de tomber.

Solche «Nervenanfalle» hatte man auf dem Lande kaum gekannt, dort, wo der Blick freischweifen kann unter der Himmelskuppel, von den wiederkäuenden Kühen zu dahinziehenden Vögeln. In der Stadt hingegen, einer modernen Stadt wie Berlin zumal – da stürzten die Sinneseindrücke plötzlich über einen

herein: Lichter und Gesichter, Autos und Logos, Motoren und Maschinen – rasend und tosend –, während das Individuum in Menschenmassen und Massenmedien aufgeht. Untergegangen ist der Mensch jedoch bis heute nicht in der Reizüberflutung. Trotz den neu geöffneten digitalen Kanälen. Trotz zunehmenden Erschöpfungsdepressionen und Aufmerksamkeitsdefizitstörungen. Warum? Weil es die meisten von uns aufgegeben haben, sich abzustrampeln beim Versuch, dagegen anzuschwimmen, und sich einfach treiben lassen, von Tag zu Tag zu Tag zu Tag ... Zu anstrengend wär's sonst.

WAHL DER QUAL

Man muss sich nur einmal vor Augen und Ohren halten, womit wir konfrontiert werden, sobald wir aufwachen – mit welchen Informationen, welchen Optionen: von der Morgen-

garderobe (business? casual? business casual?)
übers Mittagmenü (Fleisch? Fisch? Flan?) bis
zum Feierabendprogramm (Sport? Kinder-
hort? «Tatort»?), so viel Zeugs, das eine Ent-
scheidung von uns verlangt, bewusst oder
unbewusst, in jedem Augenblick ... Sie zum
Beispiel könnten jetzt gradso x Tausend ande-
re Texte lesen [bitte nicht!]. Und möglicher-
weise geht's Ihnen ähnlich: Ich fühle mich
dabei manchmal weniger wie Stendhal, son-
dern wie Hugo Loetscher, der als Bub sämtli-
che Bücher in der Pfarreibibliothek verschlun-
gen hatte, zwei, drei Regale immerhin, dem es
dann aber gehörig den Appetit verschlagen
hat, als er im Gymi zum ersten Mal die Zent-
ralbibliothek betrat – denn wer, Gopf, soll das
alles lesen können! Wie überfordert Klein
Hugo wohl erst wäre beim Anblick der Biblio-
, Video-, Mediathek in der virtuellen Mega
Mall des Online-Zeitalters ... Wir Wohl-
standsverwöhnten sind es indes längst ge-

wöhnt, die Qual der Wahl zu haben, oder eher: die Wahl der Qual. Abhängig davon, ob man zur Gruppe der sogenannten Satisfizierer gehört, die sich bei der Auswahl jeweils mit dem «Gut genug» zufrieden geben, oder zur Gruppe der Maximierer, für die bloss das «Beste» gut genug ist, die beste Party, die beste Property. Doch unsere Unzufriedenheit wächst so oder so, wenn tagein, tagaus ständig etwas zu vergleichen, ständig etwas zu verpassen ist. Und, entscheidungsmüde von all dem Nichtigen, sinkt man schliesslich zurück in den Schlaf – ungerührt vom Wichtigem.

Ah, da haben wir allerdings den Haken. Was heisst das: «wichtig»? Was ist schon wichtig, wirklich wichtig im Alltag? Wie wir unsere Tage verbringen, ist bekanntlich, wie wir unser Leben verbringen, obwohl das gern vergessen geht. Deshalb klingt es monumental-banal, selbst wenn sich die Klügsten ihre Köp-

fe darüber zerbrechen, was das Leben lebenswert macht. Sei's Platon oder Monty Python: «The Meaning of Life»?

Well, it's nothing very special. Try to be nice to people, avoid eating fat, read a good book every now and then, get some walking in, and try and live together in peace and harmony with people of all creeds and nations. And, finally, here are some completely gratuitous pictures of penises to annoy the censors and to hopefully spark some sort of controversy [genug der Aufmerksamkeitshascherei, brechen wir das Zitat hier ab!]

Die Sinnfrage stellt sich dem Menschen wohl gemerkt erst, sobald er sich seines Lebens sicher ist und sobald er – ein Dach überm Kopf und Essen aufm Tisch – Zeit zum Nachdenken hat. Und im Lauf der Menschheitsgeschichte boten wahlweise a) die Familie, b) die Nation oder c) die Religion auch wohlfeile

Antworten. Bis der aufklärerische Geist entdeckt hat, dass man a') Familienplanung betreiben, b') Grenzen überwinden und c') Götter, die einst erschaffen wurden, getrost wieder abschaffen kann. So ist der «Sinn» bzw. die «Sinnsuche» zum Luxusproblem schlechthin geworden. Für mich, für Sie und sie, für jene von uns eben, die zwar in ihren Grundbedürfnissen vollauf befriedigt, trotz Überfluss jedoch nie ganz erfüllt scheinen ... ein Fass ohne Boden. Wer eine solche Leere in sich spürt, versucht sie spontan zu verdrängen. Im Rausch am liebsten, durch Kaufsucht, Saufsucht oder, grad heute, Gefallsucht, indem die Selbstverwirklichung als Selbstdarstellung verstanden wird und man sich im Schönheits- oder Fitnessstudio selbstvergesen quält fürs Selfie. Neben dem Laufband ist denn das sprichwörtliche Hamsterrad besonders gefragt: weil man vergisst, ob man arbeitet, um zu leben, oder umgekehrt. Tatsächlich

kommen viele, aus Angst anzuhalten, da gar nicht mehr raus – sie schieben Überstunden, nur damit sie nicht als Erste beim Verlassen des Büros gesehen werden [ziellos rumsurfend, stossen sie wenigstens auf E-Books wie dieses!]. Kurz, Boreout oder Burnout, it's your choice. Ausser man lernt, beruflich wie privat, mit der immer weiter verbreiteten Erwartung umzugehen, auf Tastendruck sei jede/r und jedes jederzeit abrufbereit. «Flexibilität ist gefordert», würden die Spezialisten aus der Abteilung «Humanressourcen» sagen. Oder anders gesagt: Vor Kurzem noch mussten lediglich der Präsident der USA – wegen der Atombombencodes – und ein, zwei Herzchirurgen Tag und Nacht erreichbar sein. Und die Welt drehte sich weiter, obwohl etwa der Personal Trainer für einmal nicht gleich das Telefon abnahm, und nicht mal sein Telefonbeantworter mit «Die gewählte Rufnummer ist zurzeit –»

FORTSCHRITT, WO HIN?

Halt, das tönt mir jetzt doch zu sehr nach dem Gejammer selbstmitleidiger Fortschrittsfeinde. Lautet das Motto der Moderne nicht «Stillstand ist Rückschritt»? Haben nicht Wissenschaft und Marktwirtschaft, Organisationsgeschick und Technik die Menschheit stetig vorangebracht, bis hin zum Handy, das den Millionen von Flüchtlingen Anschluss an ein besseres Leben ermöglicht? – Gewiss, gewiss. – Handelt es sich also bei den erwähnten Unannehmlichkeiten nicht schlicht und ergreifend um Risiken und Nebenwirkungen, die wir, wie bei einer bitteren Medizin, fürs allgemeine Wohl hinzunehmen haben? – Gewiss nicht unbedingt. Den Klimawandel beispielsweise, ebenfalls eine «Nebenerscheinung», können wir kaum mit ein paar kalten Kompressen abtun, wie uns die Quacksalber

weismachen wollen: Hauptsache, die Wirtschaft gesunde und gedeihe im harten globalen Wettbewerb etcblabla ... Seit der Erfindung der Dampfmaschine ist nämlich die Wirtschaftsleistung exponentiell in die Höhe geschossen, hat ganze Generationen dem Hunger entrissen, und nach der Einführung elektrischer Fließbänder und der Vollautomatisierung durch Roboter und Software ist inzwischen eine vierte industrielle Revolution im Gange, «The Internet of Things, Services and People» – mit Unternehmen wie Uber oder Airbnb und mit Branchen wie der Energieversorgung, dem Bildungs- oder Bankwesen, die immer enger die physische mit der virtuellen Realität vernetzen. Sodass, in der Tat, eine utopische Vision in greifbare Nähe rückt: die Welt zu bewegen, ohne ihre Ressourcen auszubeuten ... Man stelle sich vor: Die Sonne schickt in einer Stunde so viel Energie zur Erde, wie die Bevölkerung in ei-

nem Jahr benötigt – dies zu nutzen, wird technisch möglich. Aber politisch? Der Wille ist schwach. Und bequem. Und Wissen allein macht kein Gewissen. Weshalb auch sollte der Mensch nach Jahrtausenden aufhören, Raubbau an der Erde zu treiben, solange er sich nicht bewusst mit seiner eigenen Endlichkeit auseinandersetzt. «Asche zu Asche, Staub zu Staub ...» Derlei lästige Gedanken werden zuverlässig zerstreut im Arbeitsalltag, wo wir, in Leerläufen oft, an Ort und Stelle rotieren. Nicht mehr als Rädchen im Getriebe einer kapitalistischen Monstermaschine wie damals in Chaplins «Modern Times», sondern je länger, desto mehr als Maschinenmenschen, deren Hände mit Touchscreens und deren Ohren und Münder mit Headsets verwachsen, Betriebssystem «Android» ...

... Ein stabiles Netzwerk vorausgesetzt, mag es zeitweilig funktionieren; ununterbrochen unter Strom, wird das System allerdings an-

fällig: Überlastung, Kurzschluss, oder jemand zieht den Stecker – der Partner, der abhaut, der Boss, der abbaut –, und die vielzitierte «Sinnkrise» ist ausgelöst. Manche erklären sie, je nach Lebenslauf, als Midlife-Crisis, andere halt als Pubertät, egal. Nichts geht mehr, wenn einen die Leere jäh schwarz umschlingt, ehe man gelernt hat, sie, im Gegenteil, zu umarmen.

UNTER DER ZEITLUPE

Genau, das meine ich. Einfach innehalten ... Hier und jetzt ... nur Sie und ich [die Voraussetzung für wahrhaft intimes Lesen und Schreiben!] ... Jedoch erinnern Sie sich bestimmt: In einem gewissen Kindesalter öden einen diese Momente tödlich an, allein gelassen mit sich und seinen Gedanken und Gefühlen – und los geht das Genöle: «Wenn gömmer?», «Isch's no wi-iit?» –, nichts zu spielen

und von niemandem bespielt. Grauenhaft. Diese Momente werden allmählich seltener, und, zuerst mit Schularbeiten, später mit Hausarbeiten und dem Arbeiten überhaupt, «gibt's immer was zu tun». Und Lücken, die sich auftun im Terminplan, werden kurzerhand gefüllt mit Hobbies, Hotties, Homies. Bloss nicht nichts tun. Bloss nicht, bei nichts, verweilen – weil: Langeweile droht wie seinerzeit auf der Heimfahrt vom Sonntagsbesuch beim Tante Trudi! Dabei ist dies so ziemlich das Dümme, was man als Kind lernen kann. Bertrand Russell, der grosse Erzieher des Menschengeschlechts, hat «moderne Eltern» entsprechend ermahnt, lange bevor quengelige Bälger mit iPads ruhiggestellt wurden:

A certain power of enduring boredom is [...] essential to a happy life, and is one of the things that ought to be taught to the young. [...] Modern parents are greatly to

blame in this respect; they provide their children with far too many passive amusements [...] and they do not realize the importance to a child of having one day like another, except, of course, for somewhat rare occasions.

In andern Worten: Wer die Langweile von klein auf als zwangsverordnete Zeitverschwendung kennenlernt, wird sie fortan möglichst zu vermeiden suchen. Und wer kennt sie nicht, jene mühsamen Situationen, in Sitzungen oder Ausstellungen, da unser Interesse nachlässt ... bei gleichzeitig einsetzendem Gähnreiz ... und die Aufmerksamkeit unmerklich übergeht auf den Fluss der Zeit, der sich zäh und zäher hinzieht, bis die Uhren stocken? Doch ob zähflüssig oder so flüchtig, dass sie zwischen den Fingern zerrinnt – als Erwachsene/r muss man den «sinnvollen» Umgang mit der Zeit erst wieder üben. Sinnvoll im Sinne von produktiv, kreativ, regene-

rativ, wie die Motivations- und Meditationsgurus mantrahaft beschwören. Zu wenig Zeit, zu viel Zeit, beides birgt Probleme. Denn man muss etwas damit anzufangen wissen. Sonst wartet man entweder zeitlebens darauf, dass das Leben endlich anfängt, oder man schlägt im Affekt die Zeit tot, und unter Umständen nicht nur die. Gerade die Gelingweilten ziehen gern in Kriege, zetteln Ausschreitungen an. Und als Langweiler will keiner gelten. Wobei: Früher war die Langweile den obersten Schichten vorbehalten, mit dem Ennui der Jeunesse dorée, dem Dolcefarniente der Schickeria, oder aber den untersten, ohne Arbeit, ohne Ansehen und Aussichten. Von Moralisten wurden sie gleichermassen als «nichtsützig» und «müssiggängerisch» verschrien. Bis dann im letzten Jahrhundert die Musse – Zeit sozusagen, in der man nichts muss – ironischerweise durch die zunehmende Beschäftigung auch der breiten Bevölkerung ermög-

licht wurde. «Freizeit» nennt sich das, und nie zuvor konnten sich so viele so viel davon leisten. Frei sind wir deswegen allerdings noch keineswegs, vielmehr auf der Flucht vor dem Alltag und voller Furcht vor der Langeweile.

Es reicht eben nicht, Zeit zu haben, man muss sie sich nehmen – ungeachtet des Leistungsdrucks eines globalisierten Arbeitsmarkts, wo die Arbeitgebenden immer rigoroser die «Performance» der Arbeitnehmenden «benchmarken». Okay, leichter gesagt als getan. Mir selber kann ich's nicht häufig genug sagen. Die jüngeren Generationen dagegen, aufgewachsen in einem sich fortlaufend wandelnden digitalisiert-automatisierten Umfeld, scheinen intuitiv zu begreifen, dass das Wohlbefinden nicht auf irgendeiner «Work-Life-», «Life-Work-» oder «Life-Life-Balance» beruht; sondern dass das eine Teil des anderen ist und es das Gewicht bekommt, das man ihm tagtäglich beimisst. Völlig selbstverständlich ar-

beiten sie Teilzeit oder auch mal von zu Haus aus. Ja unterdessen getrauen sich sogar Mittelalterliche, die sich als Spät-68er-Aussteiger fühlen, ihr Urban Gardening zu zelebrieren oder, besonders beliebt, das hippe Papi-Sein. Und ob Bio, Eso oder Retro, diese Entschleunigung entspringt offenbar einer tiefen Sehnsucht, einer Urahnung, dass es – bei aller Aufregung ums Rechtzeitig/Zeitnah/Zeitgemässe – heute wie damals wie morgen wahr ist: Gut Ding will Weile haben, sei sie kurz oder verhältnismässig lang.

LIEBESENTSCHEIDE

Und das ist der Punkt, der Ausgangs-, Mittel- und Endpunkt zugleich. Auch wenn die Menschen immer älter werden und ums Verrecken immer länger jung bleiben wollen, dreht sich das Leben seit eh und je darum, das Vergehen der Zeit zu erdulden – sich zu gedulden ... so

lange, bis der ungestüme Strudel in unsern Köpfen und Herzen zur Ruhe kommt und der Geist, befreit von totem Tand, umherzuschweifen beginnt. So kann es geschehen, fernab von Multitasking und Multiscreening, dass wir auf etwas stossen, dem wir ungeteilte Aufmerksamkeit gewähren, für das – und gegen alles andere – wir uns in diesem Moment voll und ganz entscheiden. Die vollkommenste Entscheidung, merken wir, ohne jeden Rückhalt und Vorbehalt, heisst Liebe. «Eine Erfahrung», wie es Mr. Russell altersweise beschrieb, «wodurch unser gesamtes Wesen erneuert und erfrischt wird wie das von Pflanzen durch Regen nach einer Dürre». Samt Haut und Haar, speziell beim Sex.

Die Liebe, die Liebe zum «Wahren, Guten und Schönen», sie gibt uns das zeitlose Gefühl und die Gewissheit der Zugehörigkeit – zur Erde letzten Endes, woher wir kommen und wohin wir zurückkehren. Daran ist nichts

Mystisches oder Mysteriöses. Es ist wesentlich fürs Menschsein und, wie die Folgen des Klimawandels zeigen, auch fürs Überleben unseres Planeten. Deshalb denke ich, wir sollten uns ab und an in Erinnerung rufen, dass in unsern Adern kein Strom fließt, dass kein natürlicher Kreislauf ewig währt und kein Computer die wichtigsten Probleme löst. Und – obwohl höchstens meine Angehörigen mir bis hierher gefolgt und noch am Lesen sein dürften [Hallo, Schatz! Hoi, Mami!]: Ebendeshalb schreibe ich.

Dank

Jan Böhmermann

Jonathan Chait

Ta-Nehisi Coates

Nick Cohen

James Fallows

Michael Hermann

Scott Lemieux

Charles P. Pierce

J. K. Rowling

Matthew Yglesias

Dies nur einige der Autorinnen, Zeitzeugen und kritischen Geister, dank denen ich immer wieder dem nächsten Klickköder widerstanden habe. Denn jeder Klick kann ein Entscheid gegen das allzu leicht Verdauliche und für den Wissensdurst, den Erkenntnishaunger sein – auch ihnen kann man folgen. Das macht

Hoffnung. Daran erinnerst Du mich Tag für Tag aufs Neue, Alexandra.

Fast alle im AAVAA Verlag erschienenen Bücher sind
in den Formaten Taschenbuch und
Taschenbuch mit extra großer Schrift
sowie als eBook erhältlich.

Bestellen Sie bequem und deutschlandweit
versandkostenfrei über unsere Website:

www.aavaa.de

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und informieren Sie gern
über unser ständig wachsendes Sortiment.



www.aavaa-verlag.com